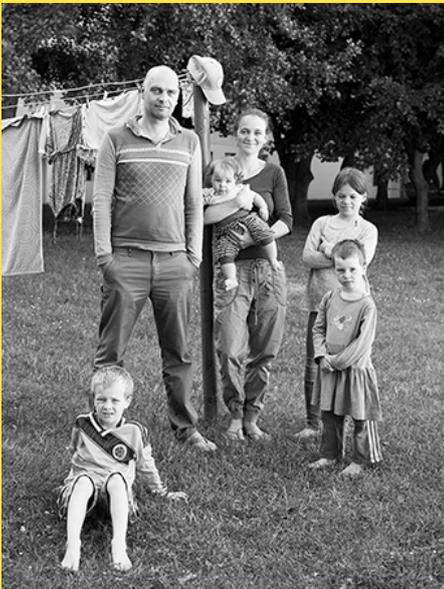


böll

THEMA

Das Magazin der Heinrich-Böll-Stiftung
Ausgabe 2, 2015

Sehnsucht nach Zeit



Was Zeitpolitik tun kann

Der besondere Tipp

Event

Dare the im_possible/Wage das Un_mögliche Das 21. Jahrhundert feministisch gestalten

Vorträge, Workshops, Diskussionen, Buchvorstellungen, Filme, Ausstellung & Konzert
Di-So, 15.-18. Oktober 2015
Mit Sahar Rahimi, Gloria Atiba-Davies, Sookee, Angela Mc Robbie u. a.
Veranstaltet vom GWI in Koop. mit *Missy Magazin*
www.gunda-werner-institut.de

Konferenz

Let's Talk About Zukunft der Parteiendemokratie

Interdisziplinäre Konferenz im Rahmen des bundesweiten Projekts «Gut vertreten? Update für Demokratie»
Fr-Sa, 6.-7. November 2015
Sophiensäle, Berlin

Tagung

Digital Everything Wie digital ist unsere Zukunft?

Do, 26. November 2015, 10-16 Uhr
Belestage der Heinrich-Böll-Stiftung

Preisverleihung

Reportagepreis für junge Journalistinnen und Journalisten 2015

Fr, 13. November 2015
Belestage der Heinrich-Böll-Stiftung

Reihen

Auf der Höhe der Zeit: Jugend, [ewige]

Mit DJ WestBam
Mo, 28. September 2015, 19.30-21 Uhr
Belestage der Heinrich-Böll-Stiftung

Auf der Höhe der Zeit: Kreativität

Mit Andreas Reckwitz
Mo, 2. November 2015, 19.30-21 Uhr
Belestage der Heinrich-Böll-Stiftung

Konkrete Utopien: Das vermessene Ich

Di, 6. Oktober 2015, 18-19.30 Uhr
Belestage der Heinrich-Böll-Stiftung

Buchvorstellung und Gespräch

Die Welt der Commons

Mi, 4. November 2015, 19-21 Uhr
Kino Babylon Mitte

Publikationen

KOHLEATLAS

Daten und Fakten über einen globalen Brennstoff
Hrsg. von der Heinrich-Böll-Stiftung in Zusammenarbeit mit dem BUND
Berlin 2015, 50 Seiten
www.boell.de/kohleatlas

Die Welt der Commons Muster des gemeinsamen Handelns

Hrsg. von Silke Helfrich, David Bollier und Heinrich-Böll-Stiftung im Transcript Verlag
Bielefeld 2015, 380 Seiten, 19,99 Euro

Kritik der Grünen Ökonomie

Von Thomas Fatheuer, Lili Fuhr und Barbara Unmüßig
Hrsg. von der Heinrich-Böll-Stiftung
Berlin 2015 (erscheint am 4.11.), 14,95 Euro

Jenseits des Raubbaus Lateinamerikanische Alternativen zum Extraktivismus

Perspectivas Lateinamerika
Hrsg. von der Heinrich-Böll-Stiftung
Berlin 2015, 48 Seiten
www.boell.de/perspectives

Websites und Dossiers

Flucht und Migration

Neben Beiträgen zu den jüngsten Ereignissen beschreiben wir die Fluchtursachen, werfen einen Blick auf die Grenzen Europas, auf die Asylpolitik, die Willkommenskultur in Deutschland u.v.m.
www.boell.de/de/dossier-flucht-asyl

Rassismus und Rechtspopulismus

Mit Beiträgen zu Rassismus und Rechtspopulismus in Deutschland sowie den Forschungsergebnissen unserer Fachkommission
www.boell.de/de/rassismus-und-rechtspopulismus

Re:Claim Human Rights! Menschenrechte einfordern – umsetzen – garantieren

Unter der Ägide der UN werden in diesem Jahr neue Ziele verhandelt, um die globale Armuts- und Umweltkrise zu bewältigen.
www.boell.de/de/reclaimhumanrights

Peking + 20 Frauenrechte weltweit – endlich umsetzen!

Seit 20 Jahren gilt die Pekinger UN-Weltfrauen-Konferenz von 1995 mit der dort verabschiedeten Aktionsplattform. Ist sie heute noch aktuell und richtungsweisend?
www.gwi-boell.de/peking-20

Podcast und Mitschnitte

Fokus Europa

Die Krise in der Ukraine und der Krieg mit Russland erschüttert die Region und Europa. Neue Fronten und alte Vorbehalte brechen auf und versetzen das politische System und die Gesellschaft in Unruhe. Gespräch mit Manfred Sapper, Chefredakteur der Zeitschrift «Osteuropa».
<http://fokus-europa.de>

Die Stiftung in Sozialen Netzwerken

Die Heinrich-Böll-Stiftung ist in verschiedenen Sozialen Netzwerken aktiv.
Werden Sie Freund oder Freundin der Stiftung auf Facebook unter www.facebook.com/boellstiftung, sehen Sie Filme und Videos bei YouTube (www.youtube.com/user/boellstiftung), Bilder bei Flickr (www.flickr.com/photos/boellstiftung/), hören Sie unsere Audiofiles (www.soundcloud.com/boellstiftung) oder verfolgen Sie die aktuellen Nachrichten der Stiftung über den Kurznachrichtendienst Twitter unter www.twitter.com/boell_stiftung.

Impressum

Herausgeberin

Heinrich-Böll-Stiftung e.V.
Schumannstraße 8, 10117 Berlin
T 030-28534-0 **F** 030-28534-109
E thema@boell.de **W** www.boell.de/thema

Redaktion

Elisabeth Schmidt-Landenberger

Redaktionsassistentin

Susanne Dittrich

Mitarbeiter

Barbara Unmüßig, Ralf Fücks, Susanne Diehr, Dorothee Schulte-Basta, Hannah Lichtenthäler

Art Direktion / Gestaltung

State, Berlin
www.s-t-a-t-e.com

Umschlagsfotografie

Sybille Fendt, Ostkreuz

Druck

BGZ Druckzentrum GmbH, Berlin

Papier

Inhalt: Envirotop, 100g/m² matt hochweiß, Recyclingpapier aus 100% Altpapier
Umschlag: Clarosilk, 200g/m²

Bezugsbedingungen

zu bestellen bei oben genannter Adresse

Die einzelnen Beiträge stehen unter der Creative Commons Lizenz: CC BY-NC-ND 3.0
Fotos und Illustrationen wie angezeigt

Liebe Leserin, lieber Leser,

Was gibt es Spannenderes, als ein Heft zu einem Thema zu machen, das nicht schon hundertfach diskutiert und von allen Seiten beleuchtet wurde? Zeitpolitik ist so ein Thema. Viele Menschen, die diesen sperrigen Begriff zum ersten Mal hören, zucken entweder mit den Schultern – «Was soll das sein? Hat das was mit Zeitmanagement zu tun?» – oder, deutlich ablehnend: «Will die Politik jetzt auch noch in mein Privatstes, meine Lebenszeit eingreifen?»

Wer sich mit dem Thema beschäftigt, der erkennt schnell: Zeitpolitik gab es schon immer, es wurde eben nur nicht so genannt. Der Kampf um den 8-Stunden-Tag war ein zentrales Anliegen der Arbeiterbewegung, «Samstags gehört Vati mir» (!) eine populäre Parole der Gewerkschaften in den Anfängen der Bundesrepublik. Schulbehörden bestimmen Ferienzeiten, an die Eltern sich halten müssen, und wer am Sonntag den Bohrer ansetzt, verstößt gegen die vom Grundgesetz geschützte Sonntagsruhe, was in schweren Fällen mit Bußgeld geahndet werden kann (S. 4).

Seit einiger Zeit nun hat die Politik, haben auch Bündnis 90/Die Grünen das Thema für sich entdeckt. Dabei geht es darum, die Zeitstrukturen einer Gesellschaft so zu gestalten, dass sie den Alltag der Menschen verbessern, anders ausgedrückt: Bürgerinnen und Bürger sollen so leben können, wie sie es als sinnerfüllt empfinden, nicht mehr so «gehetzt» von einer Aufgabe oder Pflicht zur anderen eilen. Männer wie Frauen wollen sich um ihre Familie, Kinder, alten Eltern kümmern und nicht auf existenzsichernde Erwerbsarbeit verzichten. Wir wissen, wie sehr es vor allem Frauen sind, die diesen Spagat täglich machen müssen, dass sie viel mehr Zeit mit Kindern oder der Pflege verbringen. Es geht aber auch darum, Zeit für sich selber zu finden: um sich weiterzubilden, ein Ehrenamt zu übernehmen oder einfach mal auszusteiern.

Mehr Zeit für Verschiedenes: Das klingt verlockend und zugleich nach einer Quadratur des Kreises. Und was unterscheidet Zeitpolitik von gut gemachter Arbeits- oder Sozialpolitik oder von feministischer

Politik? Mehr selbstbestimmte Zeit für Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer, geschlechtergerechte Aufteilung von Fürsorgearbeit – alles altbekannte Forderungen, was also ist das Neue an Zeitpolitik? Antworten geben Gesine Agena vom Bundesvorstand Bündnis 90/Die Grünen und Robert Habeck, stellvertretender Ministerpräsident in Schleswig-Holstein, in unserem großen Interview (S. 6). Bettina Jarasch vom Bundesvorstand Bündnis 90/Die Grünen beschreibt, weshalb sie sich für Zeitpolitik engagiert (S. 10). Ulrich Mückenberger, Professor für Arbeits- und Europa-recht, und der Zeitforscher Jürgen P. Rinderspacher legen dar, weshalb auch Demokratie Zeit braucht (S. 14) und fragen: Muss es nicht auch ein verbrieftes «Recht auf eigene Zeit» geben? (S. 12)

Politik kann und soll nicht alles richten. Ein weiterer Schwerpunkt dieses Heftes beschäftigt sich deshalb mit der Frage: Warum fühlen wir uns so gehetzt? Eine Antwort liegt in der Auflösung der alten Familienordnung: Wenn beide berufstätig sind, wird die Familienzeit knapp, obwohl die reguläre Erwerbsarbeitszeit noch nie so kurz war wie heute. Was können wir selber zur Entschleunigung unseres Lebens beitragen? Die Germanistin Ann-Katrin Hoklas zeigt in ihrem Beitrag, was unsere Sprache zu diesem Thema verrät. Gerald Hüther, Professor für Neurobiologie, stellt die These auf: «Wenn wir wüssten, was wichtig ist, hätten wir genug Zeit.» Der Zeitforscher Karlheinz Geißler versucht, neben die Last die Lust des Wartens zu stellen (S. 21), und der Bestsellerautor Stefan Klein sagt: «Wir gehen lausig mit unserem Humankapital um». (S. 40)

In unserer Fotokolumne und unseren Reportagen lassen wir Menschen zu Wort kommen, die erzählen, wie sie ihre Lebenszeit gestalten – was ihnen daran gefällt und was sie unbedingt verändern wollen. Nicht zuletzt – was sie sich auch von Zeitpolitik erhoffen.

Wir freuen uns auf eine anregende Debatte mit Ihnen.

Ihre
Ralf Fücks und Barbara Unmüßig ■■■



Barbara Unmüßig
Mitglied des Vorstands der
Heinrich-Böll-Stiftung



Ralf Fücks
Mitglied des Vorstands der
Heinrich-Böll-Stiftung

Inhalt

1 Editorial

Zeit und Politik

3 **Liebe Politikerinnen und Politiker!** —

Ein Brief von *Karlheinz Geißler*

4 **Was ist Zeitpolitik?** —

Eine Einführung von *Jürgen P. Rinderspacher*

6 **«Aus der Momo-Perspektive»** —

Gesine Agena und Robert Habeck über grüne Zeitpolitik. *Interview: Barbara Unmüßig und Elisabeth Schmidt*

10 **«Warum mir Zeitpolitik wichtig ist»** —

Bettina Jarasch will Vereinbarkeit neu denken.

11 **Eine kurze Geschichte ...**

Chronik der Zeitpolitik in Gewerkschaften und Parteien. *Von Björn Gernig*

12 **«Wie viel Freiheit trauen wir uns zu?»** —

Knut Giesler über den frischen Wind in der Zeitpolitik der IG-Metall. *Interview: Friedrich Landenberger*

14 **Wann kommt das «Recht auf eigene Zeit?»** —

Ulrich Mückenberger fordert Gesetze gegen Entwertung und Diskriminierung.

16 **Nicht jeder Tag hat 24 Stunden** — Wider den

Diebstahl von Zeit. *Von Ulrich Mückenberger*

18 **Zeit für Visionen** — Wer Demokratie (leben)

will, braucht Energie und einen freien Kopf. *Von Jürgen P. Rinderspacher*

Zeit und Mensch

20 **Von Zeitfressern und anderen Monstern** —

Was unsere Sprache über unser Zeitempfinden verrät. *Von Anne-Kathrin Hoklas*

22 **«Wir sind eine umherirrende Generation!»** —

Gerald Hüther über die Beschleunigung und Verdichtung des Lebens. *Interview: Elisabeth Schmidt*

24 **Womit Deutsche ihre Zeit verbringen** —

Ergebnisse der jüngsten Zeitbudget-Erhebung, ausgewertet von der Heinrich-Böll-Stiftung. *Von Dorothee Schulte-Basta*

25 **Von der Last und Lust des Wartens** —

Es nervt, es demütigt, könnte aber auch zu Phantasien und Gedankenspielen anregen. *Von Karlheinz Geißler*

27 **Das viele, viele Andere** — *Katrin Spoerr* fragt

sich, warum sie viel weniger Zeit hat als ihre Großmutter, die keinen Tag frei hatte.

28 **Generation Null Fehler** — Keine Zeit für

Irrtümer? Schade. Sie führen meistens auf die richtige Spur.

Von Sabine-Schmidt-Lauff und Fanny Hösl

30 **Sehnsucht nach Zeit** —

Eine Erzählung in Bildern.

Von Sibylle Fendt und Jana Prosinger

Zeit und Alltag

36 **Sie lieben das System** — Firma Projektron

schafft freie Freiräume durch akribische Planung. *Von Johannes Gernert*

38 **Durch Kreuzberg gleiten** — Roland Prähofer hat

mehrere Jobs und keine Zeit fürs Leben.

Von Annabelle Seubert

40 **Meine Frau arbeitet sieben Tage die Woche** —

Nichts gegen grüne Zeitpolitik, aber wer den Alltag meistern will, muss wissen, was er vom Leben will. *Von Peter Unfried*

42 **Das schaffst du schon** — Alleinerziehende

kommen immer entweder zu früh oder zu spät. *Von Simone Schmollack*

Zeit und Zukunft

44 **Zeit für Ungehorsam** — Die Protestantische Ethik

ist viel besser als ihr Ruf. *Von Uwe Becker*

46 **Lebenslang lernen** — 50 Jahre und mehr sind

wir erwachsen – jede Menge Zeit, immer noch schlauer zu werden. *Von Sabine Schmidt-Lauff*

47 **Arbeit – mit Vergnügen** — Wie unser

Berufsleben selbstbestimmter und gesünder werden könnte. *Von Heide Oestreich*

49 **Es ist angerichtet** — Kulturtechniken des

Essens schaffen Zeit für Gemeinschaften. *Von Uta Meier-Gräwe*

50 **Seid faul, Frauen!** — Natürlich gehören

Frauen nach oben auf die Karriereleiter. Ist aber entspanntes Runterrutschen nicht viel attraktiver? *Von Katrin Gottschalk*

51 **Uhrlos glücklich** — Ein Bekenntnis von

Karlheinz Geißler

52 **Zum Lunch mit ...** dem Bestsellerautor *Stefan*

Klein, mit am Tisch: *Annette Maennel*.



→ S.20 Was unsere Sprache über unser Verhältnis zur Zeit verrät



→ S.22 Gerald Hüther über die «umherirrende Generation»



→ S.30 Wenn ich Zeit hätte ...

Inhalt

3	Zeit und Politik
20	Zeit und Mensch
36	Zeit und Alltag
44	Zeit und Zukunft

Zeit und Politik

Liebe Politikerinnen und Politiker!

Auf den Zustand steigender Unklarheit, zunehmender Unsicherheit, wachsender Aufgeregtheit und sich ausbreitender Orientierungslosigkeit kann man – was in begründeten Fällen durchaus zweckmäßig ist – mit Warten und Abwarten reagieren. Man kann aber auch versuchen, was ein ehemaliger Bundeskanzler erfolgreich praktizierte, die Aufgeregtheiten durch Aussitzen zu bewältigen. Doch Vorsicht! Zwischen der Zeitstrategie des Aussitzens und der des Wartens und Abwartens besteht ein gravierender Unterschied. Das Aussitzen, selbst wenn man es darin zur Meisterschaft bringt, ist keine politische Erfolgsstrategie. Das Aussitzen ist die Kehrseite des Warten- und Abwartenkönnens, das Gegenteil von Geduld. Aussitzen ist eine Beschleunigungsstrategie. Es zielt nämlich darauf ab, möglichst schnell Gras über eine unangenehme Angelegenheit wachsen zu lassen. Aussitzen ist eine Strategie des Ablenkens und des Sitzfleisches, Warten eine Strategie der Toleranz.

Ihr Karlheinz Geißler

Zeit und Politik

Sie ist längst mitten unter uns und war es schon immer – nur hatten wir bis vor kurzem noch keinen Begriff dafür. Ohne Zeitpolitik hätten wir heute möglicherweise kein freies Wochenende mehr – und das ist nur ein Beispiel von vielen.

Was ist Zeitpolitik – und wozu brauchen wir sie?

Von **Jürgen P. Rinderspacher**

Zeitpolitik – ein relativ neuer Begriff in der öffentlichen Debatte, der aufhorchen lässt. Bei den einen löst er erst einmal Neugier aus, bei anderen Bedenken oder gar Ängste: Heißt das, dass sich nun auch die Politiker dessen bemächtigen wollen, was doch unser aller Ureigenstes ist, unsere Lebenszeit? Also noch mehr Zugriff auf unsere Privatsphäre durch Einfluss von außen in Gestalt von Staat, politischen Parteien oder Verbänden?

Bei näherem Hinsehen entdeckt man schnell, dass wir in unserem Alltag ja eigentlich schon längst in ein engmaschiges Netz zeitlicher Anforderungen und Strukturen eingebunden sind, die wir weithin nicht selbst gemacht haben. Sie sind das Ergebnis vorangegangener Entscheidungen staatlicher und religiöser Autoritäten oder wirtschaftlicher Akteure. So setzt etwa eine Schulbehörde Beginn und Ende des Schultages und der Ferienzeiten fest, an die sich Eltern und Kinder zu halten haben, wenn sie nicht unangenehme Sanktionen riskieren wollen. Ebenso bestimmt der Arbeitgeber Arbeitsbeginn und -ende oder aber auch, ob Gleitzeit in seinem Unternehmen möglich ist oder nicht.

Auf dem Weg zur Schule oder Arbeit treffen wir auf die Fahrpläne öffentlicher Verkehrsmittel, die von den Stadtwerken oder der Bundesbahn ausgearbeitet wurden. Falls wir nach der Arbeit noch etwas einkaufen gehen wollen, hindern uns daran (aus gutem

Grund) nicht selten die Grenzen des Ladenschlussgesetzes, aber auch die Zeiten, die die Supermarktketten sich selbst gesetzt haben. Und wenn wir am folgenden Sonntag unseren Rasen mähen wollen, weist uns der Nachbar auf die Bestimmungen der «Rasenmäherverordnung» hin, nach der solche Arbeit in Deutschland als Verstoß gegen die vom Grundgesetz geschützte Sonntagsruhe gewertet und in schweren Fällen mit Bußgeldern geahndet werden kann.

Zeitpolitik ist also schon längst mitten unter uns – und war es schon immer, nur hatten wir bis vor kurzem noch keinen allgemein zugänglichen Begriff dafür. Denn immer wenn der Staat oder große gesellschaftliche Organisationen ihren Einfluss geltend machen, um die zeitliche Struktur der Gesellschaft, das gesellschaftliche Zeitregime, nach ihrem Bilde zu formen, handelt es sich um Zeitpolitik. So kann man zeigen, wie die Kirchen über die Jahrhunderte zeitpolitisch agiert haben, nicht nur wenn es um den Schutz einer ihrer zentralen, tief in Theologie und Kirchenpraxis/-geschichte verankerten Zeitinstitutionen, den Sonntag, geht. Und auch die Eisenbahngesellschaften haben in ihrer frühen Phase ihre je eigenen Zeitsysteme verteidigt, bis schließlich staatliche Autoritäten die Notwendigkeit erkannten, eine gesellschaftlich gültige Einheitszeit einzuführen.

Zeitpolitik kann also, stark vereinfacht, zweierlei heißen:

- mit den Mitteln der Politik gesellschaftliche Zeitstrukturen gestalten zu wollen (Zeit als Gestaltungsgegenstand)
 - mit der Veränderung von Zeitstrukturen nicht-zeitliche Sozialstrukturen gestalten zu wollen (Zeit als Gestaltungsinstrument).
- Zum Beispiel sollen die Bürger regelmäßig die Möglichkeit erhalten, ihren politischen Willen zu artikulieren; dafür gibt es zeitlich gleich gestaltete Wahlperioden. Die Regelmäßigkeit und damit Vorhersagbarkeit von Wahlterminen ist somit ein Instrument zur Aufrechterhaltung einer lebendigen Demokratie.

Zeitpolitik ist aber nicht nur dem Staat vorbehalten. Je nachdem, wie weit man den Politikbegriff fasst, kann man davon sprechen, dass sogar jedes Individuum Zeitpolitik macht. So können etwa die Konsumentinnen und Konsumenten durch Nutzung oder Nichtnutzung von Spätkaufzeiten im Einzelhandel Einfluss auf die Ladenschlusszeiten nehmen. Mehr noch erzeugen Individuen und kleinere oder größere Gruppen allein mit ihren alltäglichen Lebensgewohnheiten bestimmte Zeitstrukturen – wenn man so will als materialisierte Kondensstreifen ihrer Alltagsgeschäfte. Beispielsweise hat ja niemand jemals eine spanische Siesta verordnet, ebenso wenig wie das inzwischen weithin aus der Mode gekommene deutsche Mittags-

schliefchen. Beide sind als geronnene Form gewohnheitsmäßigen Handelns eines großen Teils der Bevölkerung zu Zeitinstitutionen geworden. Allerdings lässt sich gegen einen solchen weiten Politikbegriff mit einigem Recht einwenden, dass Handeln, um zu Politik zu werden, eigentlich immer eine bewusste Gestaltungsabsicht des Akteurs voraussetzt.

Diese ist auf jeden Fall gegeben, wo Individuen zusammenkommen, um gemeinsame Interessen zu verfolgen. So finden sich Bürgerinitiativen, die für eine alltagsnähere zeitliche Organisation ihres unmittelbaren Lebensumfeldes streiten; sie versuchen, den Schulbeginn, die Fahrpläne des ÖPNV sowie die Öffnungszeiten von Ämtern, Arztpraxen oder Stadtbüchereien besser mit den Bedürfnissen der Bewohner eines Quartiers in Einklang zu bringen. Dies hat übrigens eine deutsche Kleinstadt kreativ aufgenommen und versucht nun schon seit einigen Jahren, zur «Chrono-City» zu werden. Von den Zeitinteressen der Menschen in abhängiger Beschäftigung, die von den Gewerkschaften bei Arbeitgebern und Gesellschaft in gebündelter Form eingebracht werden, war schon die Rede. Die Individuen benötigen also angemessene Organisationsformen, um ihre Zeitbedürfnisse artikulieren und durchsetzen zu können. Denn die bekannte Einsicht, dass man nur gemeinsam stark ist, gilt selbstverständlich auch für die Zeitpolitik.

Zeitpolitik wahrt die natürlichen und sozialen Rhythmen einer Gesellschaft

Allerdings wäre es ein Irrtum zu glauben, dass ein zeitpolitisches Optimum beziehungsweise maximaler «Zeitwohlstand» dann gegeben wäre, wenn eine möglichst große Zahl der Menschen die Möglichkeit hätte, ihre ganz persönlichen Zeitoptionen möglichst umfassend zu verwirklichen. Zeitpolitische Begriffe/Konzepte wie das eines «Rechts auf eigene Zeit» (s. a. Ulrich Mückenberger, Seite 12), legen eine solche Vermutung zunächst zwar nahe. Doch Zeitpolitik hat nicht nur das Individuum als letzten Bezugspunkt im Blick, sondern auch die Gesellschaft als Ganzes. Sie sieht den handelnden Menschen als Teil seines sozialen und darin auch seines zeitlichen Umfeldes, also eingebunden in die Zeitordnung seines Landes beziehungsweise einer Region. Die natürlichen Rhythmen, in die eine Gesellschaft eingebettet ist, ebenso wie die sozialen Rhythmen, die sich die Menschen im Verlauf ihrer Geschichte gegeben haben, sind ein wesentlicher Bestandteil der Zeitkultur einer Gesellschaft und damit Teil ihrer Identität – ähnlich wie die Sprache oder wie Nationalgerichte. Zeitpolitik muss dazu beitragen, mit diesem Kulturgut pfleglich umzugehen und hegemoniale Ansprüche und Partialinteressen in Bezug auf die zeitliche Architektur einer Gesellschaft abzuwehren.

Erst der jahrzehntelange Protest unterband die Arbeit am Sonntag

Die Geschichte hält hierfür markante Beispiele bereit. So war es den Unternehmern der frühkapitalistischen Periode möglich, aufgrund ihrer Funktion als Bereitsteller (nicht «Anbieter»!) von Arbeitsplätzen die Arbeitszeiten auf 16 Stunden und mehr heraufzusetzen und zudem die Tradition einer kollektiven Arbeitsunterbrechung am Sonntag aufzulösen, jedenfalls für die Arbeiterschaft. Erst der jahrzehntelange Protest der Kirchen und die zum Teil sehr heftig verlaufenden Kampfmaßnahmen der Gewerkschaften zwangen die Politik zu einer Gesetzgebung, die die Arbeitszeiten drastisch reduzierte und Sonntagsarbeit mit wenigen Ausnahmen grundsätzlich untersagte.

Zeitpolitik bewirkte hier erstens, dass überhaupt erst ein gemeinsamer gesellschaftlicher Rhythmus, wie er sich etwa in Gestalt eines gelebten kollektiven Wechsels zwischen Arbeit und Ruhe manifestiert, für die Mehrheit der Bevölkerung entstehen konnte. Damit schuf sie zweitens zugleich die Rahmenbedingungen, innerhalb derer sich, wenn auch nur innerhalb eines zeitlichen Biotops, die zeitliche Selbstbestimmung der arbeitenden Menschen erstmals entfalten konnte. Dies wirkt bis heute: Ohne die zeitlichen Grenzen zwischen Arbeit und Nichtarbeit, die das Grundgesetz durch seinen Begriff der Sonntagsruhe setzt, die «der Erholung und Entspannung sowie der seelischen Erhebung» dienen soll, wären die Freiheiten bei der Gestaltung unseres freien Wochenendes wahrscheinlich schon längst nicht mehr im gewohnten Umfang vorhanden. Dafür sprechen jedenfalls die jahrzehntelangen Versuche verschiedener gesellschaftlicher Gruppen, diese Regelung zu unterhöhlen oder gar ganz zu Fall zu bringen.

Zeitpolitik wird also verstanden als eine Arena, in der in Permanenz über die zeitliche Gestalt der Gesellschaft verhandelt wird – und damit über die Möglichkeiten des Individuums, mit seiner Zeit so umzugehen, dass daraus ein möglichst hohes Niveau an Lebensqualität und Zeitwohlstand resultiert. Darüber hinaus braucht es aber auch eine ganz individuelle Befähigung zum guten Umgang mit Zeit: «Zeitkompetenz» meint die Fähigkeit, Zeitstrukturen kritisch zu reflektieren und Schlussfolgerungen für den eigenen, aber auch öffentlichen guten Gebrauch der Zeit daraus ableiten zu können. So gesehen beginnt Zeitpolitik in der Zivilgesellschaft eigentlich mit dem Erlernen des klugen Umgangs mit der Zeit schon von Kindesbeinen an – also bei guten Vorbildern in der Familie und in der Schule. ■■■

Jürgen P. Rinderspacher ist Zeitforscher und arbeitet am Institut für Ethik und angrenzende Sozialwissenschaften der Uni Münster. Er ist Mitbegründer und stellvertretender Vorsitzender der Deutschen Gesellschaft für Zeitpolitik. Er veröffentlichte zahlreiche Bücher zu unterschiedlichen Aspekten von Zeit und Gesellschaft.

«
Jedes Individuum, jede Gruppe macht Zeitpolitik. Niemand hat zum Beispiel jemals die spanische Siesta verordnet oder das weithin aus der Mode gekommene deutsche Mittagschlafchen.
 »


Durchschnittlich verbringen Eltern in Deutschland 1:43 h am Tag mit der Betreuung ihrer Kinder im Haushalt.

(Statistisches Bundesamt 2015)

Zeit und Politik

Böll.Thema: Bündnis 90/Die Grünen haben sich entschieden, unter den Begriff Zeitpolitik eine neues Thema zu setzen. Zeitpolitik klingt allerdings technokratisch, abstrakt. Wie wollen Sie unter dieser Überschrift Menschen erreichen? Und vor allem welche?

Gesine Agena: Der Begriff mag technokratisch klingen. Aber es geht um ganz alltägliche Probleme, die viele Menschen betreffen. In unserer Gesellschaft dominieren Arbeit und Leistung, und bei vielen Menschen ragt der Beruf immer mehr ins Private hinein. Viele Menschen fühlen sich zunehmend gehetzt. Das sind zum Beispiel Eltern, die erzählen: Mein Kind ist jetzt schon total gestresst, weil es in zwölf Jahren Abitur machen muss. Das merkt man bei jungen Frauen und Männern, die Kinder und Karriere unter einen Hut kriegen müssen. Das merkt man bei Leuten, die neben ihrem Job ältere Angehörige pflegen und die sagen, dass ihnen einfach die Zeit dafür fehlt. Und dann braucht jeder Mensch ja auch Zeit für sich selbst, das ist essentiell. Unsere Zeitpolitik setzt genau da an, wo die Leute heute Probleme haben.

Böll.Thema: Der Begriff Zeitpolitik klingt ein wenig so, als wüssten die Grünen,

wie Menschen ihre Zeit zu verbringen hätten.

Robert Habeck: Ich würde deswegen auch von Arbeitszeitpolitik reden, weil ich genau diese Sorge teile: dass die Menschen unseren Vorstoß als einen unzulässigen Eingriff ins Private begreifen könnten. Eine zweite Sorge ist: Wenn wir nur über «Zeit» sprechen, verlieren wir möglicherweise die eigentliche politische Frage aus den Augen, nämlich wie wir mit der Ressource Arbeit umgehen. Die Arbeitsverdichtung ist beispielsweise in Krankenhäusern, bei Altenpflegern, im gesamten sozialen Bereich so hoch, dass die Beschäftigten dort sagen werden: Vereinbarkeit von Familie und Beruf schön und gut, aber ich wäre auch froh, wenn ich für die Leute, die ich pflegen muss, einfach mal fünf Minuten mehr hätte. Wir reden immer darüber, dass wir externe Kosten benennen sollen, Ressourcenverbrauch, die Folgen der Umweltverschmutzung, Klimaschäden und so weiter. Aber bei der Arbeit, da vergessen wir den Preis von permanentem Zeitdruck: Unzufriedenheit, Stress, Krankheit.

Gesine Agena: Ich würde noch einen Schritt weiter gehen. Die Flexibilisierungen in der Arbeitswelt kamen in den letzten Jahren immer nur den Arbeitgebern zugute, nie den Arbeitnehmer/innen. Und das wollen wir

jetzt umdrehen und mehr Selbstbestimmung für Arbeitnehmer/innen erreichen, das ist das Ziel. Es geht bei Zeitpolitik also um eine neue Gestaltung und eine andere Verteilung von Arbeit in der Gesellschaft.

Zeitpolitik will Menschen also dabei unterstützen, neben ihrer Erwerbsarbeit noch Zeit zu haben, für sich und andere zu sorgen. Zeit zu haben, sich um das zu kümmern, was sie in ihrem Leben als sinnstiftend erleben – und nicht allein dem Takt des Arbeitsmarktes folgen zu müssen.

Böll.Thema: Warum läuft diese Politik nicht einfach weiter unter dem Label Arbeitspolitik? Gut gemachter Arbeitspolitik? Welchen Unterschied macht das Wörtchen Zeit?

Robert Habeck: Ich würde sagen, die Momo-Perspektive ist der Unterschied. In dem Kinderbuch von Michael Ende rauben die grauen Herren den Menschen ihre Lebenszeit und ködern die Leute dabei mit dem falschen Versprechen, dass sie die Zeit irgendwann mit Zins zurückgewinnen, wenn sie im Jetzt sparen. Momo widersetzt sich – sie bewahrt ihre Zeit für sich und hat deshalb Zeit für andere und anderes. Arbeitszeitpolitik bedeutet, die Idee des Buches aufzugreifen. Wie können Menschen Zeit für sich bewahren, selbst über sie verfügen, wie

Gesine Agena und Robert Habeck im Gespräch über Zeitpolitik – was beide darunter verstehen, was Zeitpolitik bewirken kann und an welchen Konzepten Bündnis 90/Die Grünen derzeit arbeiten.

«Aus der Momo-Perspektive»

Interview

schaffen sie es, nicht von der Arbeit aufgefressen zu werden? Viele Instrumente, die die Arbeitszeit steuern und damit den Menschen mehr Verfügbarkeit über ihre Lebenszeit ermöglichen, haben wir ja bereits, Sabbatical, Bildungsurlaub, Zeitkonten, Teilzeitarbeit, Jobsharing. Sie sind nur nicht mit Rechtsansprüchen ausgestattet und nur auf der betrieblichen Ebene verankert. Vor allem mangelt es erst mal an einer ehrlichen Bilanz. Die nicht vergüteten Überstunden werden oft überhaupt nicht erfasst. Die Leute stechen teilweise sogar wieder aus und gehen an ihren Arbeitsplatz zurück, um ihren Arbeitsalltag meistern zu können. Ich glaube, die Zeit ist einfach eine vergessene Linie in der Arbeitsmarktpolitik.

Böll.Thema: Warum soll das jetzt unter einem anderen Namen besser werden?

Robert Habeck: Warum haben wir die Umweltpolitik erfunden? Wir hätten doch sagen können: Wir machen andere Agrarpolitik oder andere Wirtschaftspolitik. Aber durch Umweltpolitik und Umweltministerien hast du das Ding vom Kopf auf die Füße gestellt. Natürlich könnten wir sagen: Zeitpolitik braucht kein Mensch. Wir machen einfach Arbeitsmarktpolitik. Aber die nicht artikulierten Dinge ins Bewusstsein holen, das ist doch der Grundgedanke dieser Partei.

Gesine Agena: Und es geht bei der Zeit eben auch um einen zweiten Konflikt. Das heutige gesellschaftliche Modell beruht darauf, dass Frauen den Großteil der Sorge- und Pflegearbeit machen, entweder unbezahlt zu Hause oder schlecht bezahlt im Care-Sektor, während Männer in der Mehrzahl existenzsichernden Beschäftigungen nachgehen. Das ist einfach nicht gerecht, und viele Menschen wollen eine solche Aufteilung auch gar nicht mehr. Grüne Zeitpolitik knüpft also neben der Arbeitszeitpolitik auch an feministische Forderungen an. Es geht eben auch darum, die Sorgearbeit gerechter zwischen den Geschlechtern zu verteilen. Wir denken zum Beispiel daran, die Elternzeit auszuweiten und dafür Anreize zu setzen, die Zeit für die Erziehung geschlechtergerecht, also partnerschaftlich, aufzuteilen. Mit einem grünen Pflegekonzept wollen wir für Berufstätige Auszeiten ermöglichen und finanzieren, wenn zum Beispiel Angehörige plötzlich zum Pflegefall werden und diese Pflege organisiert werden muss.

Böll.Thema: Warum ist der Faktor Zeit denn aus der Arbeitspolitik verschwunden?



Gesine Agena

Robert Habeck: Es ist ja nicht der Faktor Zeit verschwunden, aber er wird in der Regel in Geld übersetzt. Zeitpolitik ist auch der blinde Fleck von Gewerkschaften. Eine Reduzierung der Arbeitszeit ist doch ihre Urdomäne. Es ist aber seit Jahren kein Thema und muss jetzt von den Familienpolitikern/innen aufgebracht werden.

Gesine Agena: Wobei gerade bei den Gewerkschaften ein Umdenken stattfindet. IG Metall und DGB arbeiten intensiv an dem Thema, und zusammen mit ver.di kämpfen wir für einen gerecht bezahlten Care-Sektor. Im Gegensatz zu den Gewerkschaften sind es doch eher Teile der Unternehmen, die da nicht auf unserer Seite sind.

Böll.Thema: Kernstück des deutschen Exportmodells, des Wirtschaftsmodells, ist es, die Arbeitsproduktivität noch weiter zu steigern. Das heißt, die Verdichtung wird größer und gliedert Leute, die nicht mithalten, brachial aus. Kann, darf sich Politik bei diesen ökonomischen Zwängen überhaupt einmischen?

Robert Habeck: Bei allem Respekt vor der Tarifautonomie: Politik ist immer Einmischung, weil Politik Rahmen setzt. Auch wenn sie nichts tut, ist sie ja für Zustände verantwortlich. Gerade die Erhöhung der Produktivität und die Senkung der Reallohne in den letzten Jahren waren ja ausdrückliches Ziel, um die Wettbewerbsfähig-

keit zu steigern. Vergessen wurde, dass Politik auch dafür sorgen muss, dass die Leute auch mal in Ruhe gelassen werden. Ich glaube allerdings, dass die Grünen gut beraten sind, sich auf die makrosoziologische Ebene zu begeben, also die großen Rahmen zu denken und zu verändern.

Böll.Thema: Welchen Vorschlag haben Sie zum Beispiel, um diesen «großen Rahmen» zu verändern?

Robert Habeck: Einen, der erst einmal trivial ist und nichts kostet. Ich lese dauernd in den Studien: Es gibt in Deutschland eine Milliarde unbezahlter Überstunden. Lasst uns doch mal die Karten offenlegen. Wo fallen die an, in welchem Betrieb? Wenn man das zum Beispiel für jeden Betrieb öffentlich machen würde, dann hätte man eine andere Diskussion, dann würde man sehen, dass Zeitmangel kein individuelles, sondern ein systemisches Problem ist.

Böll.Thema: Welche Zahlen würden da bei Ihrem Ministerium herauskommen?

Robert Habeck: Keine Ahnung, aber Schleswig-Holstein macht seit 15 Jahren Sparpolitik, und wir in der Politik reden für den öffentlichen Sektor immer von Aufgabenkritik – in Wahrheit müssen immer weniger Schultern immer mehr tragen. In der Böll-Stiftung möglicherweise auch. Mit Sicherheit gibt es auch bei den Gewerkschaften und bei den Kirchen zu hohe



Zeit und Politik

Arbeitslast. Es ist ja gar nicht so, dass man immer auf die angeblich so böse Industrie schauen muss. Überstunden machen ja gerade oft die Leute, die aus hohen intrinsischen, ja ethischen Motiven arbeiten. Und ihre Arbeitgeber setzen das ja oft auch voraus. Kann also gut sein, dass mein Vorschlag nicht VW, BMW, Mercedes, sondern z. B. die Bundestagsfraktionen besonders hart trifft.

Böll.Thema: Was genau wird sich mit dieser Transparenz verändern? Und welche politischen Instrumente sollen das bewerkstelligen?

Robert Habeck: Ich finde es ja voll okay, wenn mal ab und an mehr gearbeitet wird, in Stoßzeiten, bei Inventuren oder auch, wenn einige mehr und andere dafür Teilzeit arbeiten. Wenn dann aber die betriebliche Bilanz sagt: Das ganze Jahr über wird von allen durchschnittlich 60 Stunden pro Woche gearbeitet, dann ist das zu viel: Dann wird Arbeit ausgenutzt – um den Preis von Glück, Freunden und Familie. Und das akzeptieren wir nicht mehr. Mein Vorschlag also: Transparenz schaffen. Das kostet nichts und würde vermutlich schon zu erheblichen Veränderungen führen. Und falls jemand mal dafür bezahlen müsste, dass sie Leute nicht

einstellen, dann wird er sich das schon dreimal überlegen.

Böll.Thema: Ein kühner Gedanke! Welche Angebote hat Zeitpolitik denn für die unteren Lohngruppen, für die, die gar nicht auf Überstunden verzichten können? Und die genauso zu der «gehetzten Generation» gehören, die Probleme haben mit der Vereinbarkeit von Beruf und Familie, die sich um ihre Kinder oder alten Eltern kümmern wollen – sich das aber wirklich nicht leisten können?

Robert Habeck: Nicht jede Antwort kann alle Fragen lösen. Jemand, der beispielsweise 5000 Euro verdient, der wird wahrscheinlich zehn Stunden weniger arbeiten können, wenn er das will. Dann verdient er eben nur 3800 Euro. Das geht schon. Jemand, der 800 oder 1000 Euro verdient, wird mit einem Viertel weniger nicht über die Runden kommen. Im unteren Lohnsegment ist die Auszahlung der Überstunden oft sogar essentieller Bestandteil des Lohns. Teilzeitarbeit ist da nur bei Lohnausgleich möglich. Wenn man das politisch will, kann man es jedoch lösen. Nur kostet das etwas. Der Staat hat bis 2009 Altersteilzeit gefördert, wenn dafür ein neuer Arbeitsplatz geschaf-

fen wurde. Man kann also Lohnpolitik mit Zeitpolitik verbinden, jedenfalls bis zu einer gewissen Einkommenshöhe. Meiner Ansicht nach muss man es. Es kann schließlich nicht sein, dass wir sagen, die Vereinbarkeit von Beruf und Familie ist nur für die Juristin und den Arzt wichtig, aber der Kassierer und die Altenpflegerin haben zwar theoretisch auch ein Anrecht darauf, kriegen aber ihren Lebensunterhalt nicht verdient.

Gesine Agena: Für mich ist die zentrale Gerechtigkeitsfrage bei der Zeitpolitik die Geschlechterfrage. Bisher sind es Frauen, die den Großteil der Sorgearbeit machen, die dafür schlecht bezahlt werden oder die oft gezwungenermaßen ihre Arbeitszeit reduzieren, um Pflege oder Kindererziehung zu machen. Und was ist dann oft das Ergebnis? Eine hohe Armutsgefahr im Alter. Für mich ist deshalb entscheidend: Kriegen wir es mit der Zeitpolitik hin, daran etwas zu verändern? Deswegen gehören zu einer guten Zeitpolitik der Kampf für gleiche Löhne für Frauen und Männer und die Abschaffung von Ehegattensplitting und Minijobs. Gleichberechtigung ist keine Nebenfrage, sondern eines der wichtigsten Ziele unserer Zeitpolitik. Da unterscheiden wir uns dann auch von der Union, die unter Zeitpolitik versteht, dass mit dem Betreuungsgeld weiterhin das alte Geschlechterverhältnis zementiert wird.

Böll.Thema: Gibt es dann auch den Mut, das Grundeinkommen wieder aktiv zu diskutieren? Die ist doch bei den Grünen in der Versenkung verschwunden, oder nicht?

Gesine Agena: Natürlich wird gerade im Kontext von Zeitpolitik über ein bedingungsloses Grundeinkommen diskutiert. Die Idee dahinter wäre ja, dass ein Grundeinkommen die Menschen unabhängiger von der Erwerbsarbeit machte und dass es sich dadurch mehr Menschen leisten könnten, ihre Arbeitszeit zu reduzieren. Ich fände als ersten Schritt eine Brückengrundsicherung sinnvoll. Damit könnten Menschen bestimmte Zeiten überbrücken, in denen sie, aus welchen Gründen auch immer, nicht erwerbstätig sein können oder wollen, ohne in das bürokratische ALG-II-System reinzukommen. Mit solchen Modellen würden wir auch Menschen mit geringem Einkommen in ihrer Zeitgestaltung unterstützen.

Böll.Thema: Wie könnte unter dem Titel «Zeitpolitik» die Aufwertung von Fürsorgearbeit und Care organisiert werden? Das ist ja erklärtermaßen auch ein Thema

Robert Habeck



«Es gibt in Deutschland eine Milliarde unbezahlter Überstunden. Lasst uns doch mal die Karten offenlegen. Wo fallen die an ... ?»

der Zeitpolitik. Wir hatten im Frühsommer einen Kita-Streik, wo es sehr konkret um Aufwertung von Care-Arbeit geht. Und die Kommunen machen da nicht mit, weil sie entweder nicht wollen oder kein Geld haben. Wie soll das Ihrer Ansicht nach politisch weitergehen?

Gesine Agena: Das bleibt ein harter Kampf, weil es ein Verteilungskonflikt ist. Der Großteil des Care-Systems wird öffentlich finanziert, wenn wir das besser bezahlen wollen, müssen wir das also auch finanzieren, über Steuern oder Sozialabgaben. Ich bin eindeutig dafür, dass wir Grüne das auch fordern. In Deutschland wird es zunehmend mehr Menschen geben, die gepflegt werden müssen, und irgendjemand muss diese Pflege machen. Und junge Frauen und Männer wollen arbeiten und Kinder großziehen. Das alles geht nur mit einem vernünftigen Care-Sektor. Heute wird Care-Arbeit unsichtbar gemacht und mies bezahlt. Oft werden in der Pflege Migrantinnen systematisch ausgebeutet. Die Pflegerin, die aus Polen hierherkommt und hier alte Menschen pflegt, während ihre Familie zu Hause wiederum von einer Frau von den Philippinen betreut wird, das sind einfache Beispiele dafür, wie die deutsche Gesellschaft auf Kosten von Frauen Geld spart. Das geht einfach nicht.

Böll.Thema: Eine funktionierende Demokratie braucht Zeit, die die Bürgerinnen und Bürger nicht haben. Auch ein Thema für die Zeitpolitik?

Gesine Agena: Absolut! Wenn niemand mehr Zeit hat, mitzumachen, geht die Demokratie zugrunde. Und wenn wir in allen Bereichen die Zeit immer mehr verdichten, am Arbeitsplatz, im Studium, durch verschulte Lehrpläne oder in der Schule durch das G8, bleibt dafür kaum noch Zeit. Ich

finde, wir müssen vor allem die Ideologie hinterfragen, dass junge Menschen unbedingt möglichst früh dem Arbeitsmarkt zur Verfügung stehen müssen. Auf der anderen Seite sollten wir aber auch unsere Parteistrukturen anschauen. Ich war in Kreuzberg im Kreisvorstand. Da war eigentlich jeden Abend eine Veranstaltung. Montags war Fraktionssitzung; dienstags war Bezirksgruppe; mittwochs war Landesausschuss; donnerstags war Parteivorstand und freitags war Flügeltreffen. Da fragt man sich: Wer kriegt das eigentlich heute noch hin?

Robert Habeck: Na ja, vor allem wollen Leute doch wissen, wofür sie in einer Partei sind oder diese wählen. Ich sehe schon, dass Menschen auch bei einem stressigen Tag sich engagieren und begeistern können. Der Politikverdross ist eher inhaltlich. Diese grassierende Alternativlosigkeit macht einfach keinen Spaß mehr und schon gar nicht Lust auf Politik und Einmischung. Der leidenschaftliche Diskurs, gern auch der leidenschaftliche Streit um Ideen und Projekte und um die Alternative, das ist doch das, was politische Menschen antreibt. Daraus ist unsere Partei geboren. Wir müssen gegen diese Merkel'sche Politik-Schläfrigkeit anarbeiten!

Böll.Thema: Wenn man allein Parlamentsdebatten verfolgt und sieht, wie wenig Zeit Politikerinnen und Politiker sich nehmen, einander nur zuzuhören, fragt man sich manchmal: Was müsste Zeitpolitik für Ihre Berufsgruppe machen? Wie viel Zeit bleibt oder nehmen Sie sich für Debatten, Auseinandersetzungen, Entwicklung von Konzepten?

Gesine Agena: Wenn ich mir den Bundestag angucke und was in der Sitzungswoche los ist, dann frage ich mich wirklich, wie das so normale Menschen eigentlich durch-

halten. Ich versuche mir und meinem Team bewusst Freiräume zu erarbeiten. Wir nehmen uns dann zum Beispiel mal einen Tag, um nur daran zu arbeiten, wie wir Zeitpolitik kommunizieren.

Robert Habeck: Zeit für Grundsatzdebatten im politischen Alltag, im organisierten Alltag, muss man immer wieder erkämpfen. Sie zu führen, geht immer nur gegen den Widerstand des Alltags. Auch die Kolleginnen und Kollegen bei mir im Ministerium nutzen diesen Freiraum, wenn ich hier Zeit investiere, wenn ich sage: Ich will mit euch jetzt mal zwei Stunden diskutieren, ohne dass daraus morgen ein Erlass folgen muss. Natürlich haben auch sie den Tisch voller Arbeit. Aber wenn wir es schaffen, diesen Freiraum, diesen gedanklichen und diesen kalendermäßigen Freiraum zu organisieren, dann steigen sie voll ein. Weil wir dann gemeinsam der Frage nachgehen: Was für eine Politik wollen wir für die Zukunft? Darum geht es doch auch bei der Zeitpolitik: die Voraussetzungen dafür zu schaffen, dass das Leben besser wird. ■■■

Robert Habeck ist Umweltminister in Schleswig-Holstein und hat sich in seinen Büchern «Verwirrte Väter» und «Patriotismus. Ein linkes Plädoyer» mit der Zeitpolitik intensiv beschäftigt.

Gesine Agena ist Mitglied im Bundesvorstand und frauenpolitische Sprecherin von BÜNDNIS 90/DIE GRÜNEN und koordiniert zusammen mit Bettina Jarasch den grünen Programmprozess zur Zeitpolitik.



Barbara Unmüßig ist Mitglied des Vorstands der Heinrich-Böll-Stiftung.



Elisabeth Schmidt ist verantwortliche Redakteurin von Böll.Thema und arbeitet als Trainerin und Dozentin im Medienbereich.

Wir sind heutzutage nicht mehr so eng gebunden an unsere Herkunftsfamilien. Das hat uns viele Freiheiten verschafft, selbstbestimmte Lebensentwürfe ermöglicht. Trotzdem wünschen sich die meisten Menschen verlässliche Beziehungen. Alle Menschen sind zudem in bestimmten Phasen ihres Lebens auf andere angewiesen – als Kinder, Kranke oder Alte. Gesellschaftspolitik in einer stark individualisierten Gesellschaft wie der unseren muss solidarische Strukturen stärken, gewachsene wie Ehe und Familie ebenso wie neue Formen der Verantwortungsgemeinschaften – Ehe für alle, Familienverträge, wechselseitige Fürsorge-Vereinbarungen in der Nachbarschaft. Zeitpolitik stärkt solche Strukturen, ermöglicht neue Formen gelebter Solidarität und ist darum ein entscheidender Hebel, um die Herausforderungen des demografischen Wandels in einer sich weiter verändernden Arbeitswelt zu bewältigen. Zeitpolitik geht gegen die Fixierung auf die Erwerbsarbeit an: Fürsorge für andere und politisches wie soziales Engagement sind gesellschaftlich wichtige Arbeit und müssen als solche anerkannt werden.

Menschen, die sich um andere kümmern, stehen zunehmend unter Druck

Die Zahl alter Menschen wächst rasant. Die meisten von ihnen wollen möglichst lange selbstbestimmt leben und, falls nötig, von vertrauten Menschen und im vertrauten Umfeld gepflegt werden. Für diese Herausforderung ist unsere Gesellschaft bei weitem nicht gerüstet: Pflegeberufe sind schlecht bezahlt, die häusliche Pflege wird allzu oft durch irregulär beschäftigte Migrantinnen geleistet – die dafür häufig ihre eigenen Familien zu Hause zurücklassen müssen. Nach wie vor geschieht zu wenig, um pflegende Angehörige zu unterstützen. Wenn wir Fürsorge nicht endlich stärker anerkennen, wird der demografische Wandel unsere Gesellschaft in einer Weise verändern, die uns nicht lieb sein kann.

Beschleunigt wird der demografische Wandel durch die hartnäckig niedrige Geburtenrate. Dabei ist in den vergangenen Jahren viel getan worden, um Eltern die Entscheidung für Kinder und die Vereinbarkeit von Beruf und Familie zu erleichtern: Elterngeld, der Rechtsanspruch auf einen Kita-Platz, der Kita-Ausbau und der Ausbau von Ganztagschulen.



«Warum mir Zeitpolitik wichtig ist»

Von **Bettina Jarasch**

Das Leben mit Kindern braucht außer guten Schulen und Kitas aber auch Zeit – genauso wie die Pflege von kranken und alten Familienangehörigen, Freunden oder Nachbarn. Menschen, die sich um andere kümmern, stehen zunehmend unter Druck: Die meisten hetzen durch den Alltag und haben oft keine Zeit für das, was ihnen wirklich wichtig ist. Der Druck wird verstärkt durch die arbeitsrechtlichen Flexibilisierungen der vergangenen Jahre und durch unsere Arbeitskultur, die nach wie vor auf Präsenz und Verfügbarkeit setzt.

Die Arbeitswelt muss zu Gunsten von Fürsorge umgebaut werden

Hier kommt die Zeitpolitik als zentraler Hebel ins Spiel. Denn ich möchte weder zurück in die Gesellschaft der 50er Jahre mit ihrer traditionellen Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern – noch möchte ich in einer Gesellschaft leben, in der die traditionelle Arbeitsteilung schlicht professionalisiert wird, sprich: Wer arbeitet, arbeitet viel – und delegiert die Fürsorge an professionelle Kräfte und Institutionen.

Grüne Zeitpolitik möchte Familien Zeit füreinander verschaffen, indem sie «Vereinbarkeit» neu denkt: Anstatt Arbeitnehmerin-

nen und Arbeitnehmer möglichst unbeschränkt für den Arbeitsmarkt verfügbar zu machen, wollen wir die Arbeitswelt zugunsten von Fürsorge umbauen. Auch wenn es ernüchternd klingt: Nur wenn Fürsorgearbeit gesellschaftlich anerkannt und kein Hindernis mehr ist für die Karriere, werden mehr Männer bereit sein, sich stärker um ihre Kinder oder ihre alten Eltern zu kümmern. Neben dem Abbau der Lohnungleichheit zwischen Männern und Frauen ist deshalb die Aufwertung der Fürsorge eine entscheidende Voraussetzung für eine partnerschaftliche Verteilung von Beruf und Familie.

Wir wollen ein Rückkehrrecht auf Vollzeit, die arbeitsrechtliche Gleichstellung von großer Teilzeit mit Vollzeit sowie eine Veränderung unserer Arbeitskultur, damit mehr Menschen sich die Zeit für ihre Kinder, für Pflege oder für Engagement nehmen können. Verbündete dafür gibt es: Die Forderungen von Arbeitnehmerseite nach mehr Mitbestimmung über die eigene Arbeitszeit werden ebenso stärker wie die Bemühungen von Arbeitgeberseite um Arbeitsbedingungen, die begehrte Fachkräfte ans Unternehmen binden.

Wir müssen aber vor allem die Entscheidung treffen, dass es uns als Gesellschaft etwas wert ist, wenn Menschen sich um andere kümmern. Ich plädiere dafür, dass wir das tun.

Das bedeutet unter anderem, Fürsorgezeiten für diejenigen finanziell abzusichern, deren Einkommen zu gering ist, um sich eine Reduzierung leisten zu können – die womöglich aus diesem Grund auch das Elterngeld nicht in Anspruch nehmen. Wir brauchen eine soziale Absicherung für die immer größere Zahl an Soloselbständigen, die aus den sozialen Sicherungssystemen weitgehend herausfallen. Denn auch sie haben Menschen, um die sie sich kümmern wollen.

Die Wertschätzung von Fürsorge gibt es nicht umsonst. Aber sie macht unsere Gesellschaft zukunftsfähig. ■■■

Bettina Jarasch ist Berliner Landesvorsitzende und im Bundesvorstand gemeinsam mit Gesine Akena für den Programmprozess zur Zeitpolitik zuständig. Das Thema beschäftigt sie schon lange – nicht zuletzt, weil sie als Berufspolitikerin mit zwei Kindern den ständigen Zeitdruck aus eigener Erfahrung kennt.

Eine kurze Geschichte der Zeitpolitik in Gewerkschaften und Parteien

Von **Björn Gernig**

Seit ihrem Bestehen machen Gewerkschaften und Parteien Zeitpolitik. Denn Zeitpolitik tritt in zwei Formen auf: einmal implizit (also indirekt und im weiten Sinne) sowie explizit (also direkt und im engen, eigentlichen Sinne). Implizite Zeitpolitik beeinflusst und taktet den Alltag und Lebensverlauf von Menschen «unbewusst». Explizite, eigentliche Zeitpolitik strebt bewusst an, die Zeitstrukturen einer Gesellschaft so zu gestalten, dass sie den Alltag und die Lebensverläufe der Menschen verbessern. Diese explizite Zeitpolitik entsteht gerade erst.

Gewerkschaften

Das augenscheinlichste Element gewerkschaftlicher Zeitpolitik ist die Verkürzung der Arbeitszeit seit der Industrialisierung.

In den 1990er Jahren akzeptierten die Arbeitgeber die 35-Stunden-Woche unter der Bedingung, die Arbeitszeit zu flexibilisieren. Das war der Kristallisationspunkt gewerkschaftlicher expliziter Zeitpolitik: Denn die Gewerkschaften vertraten nun die Interessen der Arbeitnehmer/innen in dieser Frage. Gewerkschafterinnen sorgten schließlich dafür, dass die Themen Gleichstellung und besonders die Vereinbarkeit von Berufsarbeit und Leben in diesem Zusammenhang diskutiert wurden. Aber bis heute orientieren sich Gewerkschaften am normativen Leitbild des Normalarbeitsverhältnisses (NAV): einem langdauernden und kontinuierlichen, beruflich qualifizierten Vollzeit-erwerbsarbeitsverhältnis im mittleren oder größeren Betrieb. Mit diesem NAV geht aber ein bestimmtes Bild vom Arbeitnehmer einher: dem Familienernährer. Das ist zumeist der vollzeitarbeitende Mann, dessen Frau sich um Kinder, Angehörige, Haushalt und eventuell einen Nebenverdienst kümmert. Das NAV fordert und belohnt eine bestimmte zeitliche Organisation von Familien.

Grob eingeteilt hat das gewerkschaftliche Arbeitsfeld «Zeitpolitik» drei Zugänge:

1. Gute Arbeit/Lebensqualität (Intensivierung und Entgrenzung von Arbeit),
2. Arbeitszeitpolitik mit neuen Arbeitsformen und Lebensverlaufsperspektive,
3. Vereinbarkeit von Job und Leben (mit Care, also der Sorge-Arbeit besonders in der Familie), bisher vor allem von Frauen eingefordert.

Der Gleichstellungsgedanke spielt in allen Zugängen eine wichtige Rolle.

Beim DGB ist Zeitpolitik in der Frauen- und Familienabteilung angesiedelt. Die anderen Dachgewerkschaften dbb und CGB haben keinen explizit zeitpolitischen Bereich. Von den DGB-Gewerkschaften gibt es außer bei ver.di auch bei der IG Metall seit 2014 explizite zeitpolitische Forderungen. In den anderen Gewerkschaften wird Zeitpolitik nicht explizit benannt.

Parteien

Auch in der Politik wurde Zeitpolitik als Handlungsfeld am frühesten und deutlichsten im Bereich Frauen, Familie und Vereinbarkeit explizit. Tarifparteien und Betrieben wurde deutlich gemacht, dass Fürsorgearbeit gleichberechtigt neben Erwerbsarbeit stehen sollte. Im aktuellen Koalitionsvertrag von CDU/CSU und SPD findet sich der Abschnitt «Zeitpolitik» im Kapitel «Zusammenhalt der Gesellschaft» unter «Mehr Zeit für Familien – Partnerschaftlichkeit stärken».

Andere Politikbereiche weisen kaum explizit zeitpolitische Perspektiven auf. Was steht nun in den Programmen der Parteien? Nicht viel.

- CDU/CSU/FDP: kein explizites Politikfeld/Arbeitsbereich
- Die Linke: kein explizites Arbeitsfeld. Ein Parteitagbeschluss 2009 zur Umsetzung von Zeitpolitik (Verteilung von Arbeit auf alle)
- SPD: kein explizites Arbeitsfeld. Zeitpolitik wird ähnlich wie bei den Gewerkschaften über die Frage von Arbeitszeit und Vereinbarkeit behandelt, inkl. Pflege
- Die Grünen: 2013 wurde ein Programmprozess zur expliziten Zeitpolitik angestoßen, der das Thema zu einem eigenen Politikfeld mit vielen Querschnittsbereichen bis in die Steuerpolitik machen soll. Großen Raum nehmen auch hier Sorge-Arbeit und die Geschlechterperspektive ein. Dies ist die bisher breiteste Formulierung expliziter Zeitpolitik als Parteipolitik. ■■■

Björn Gernig ist Doktorand an der Bremen International Graduate School of Social Sciences, Universität Bremen.

Zeit und Politik

Knut Giesler von der IG Metall über den Einfluss der Frauen auf eine neue Zeitpolitik, die Vereinbarkeit von «Arbeit und Privatem», wie er es nennen möchte - und warum allein schon eine gute Infrastruktur wichtig für ein gelingendes Leben ist.

«Wie viel Freiheit trauen wir uns gegenseitig zu?»

Interview: **Friedrich Landenberger**

Böll.Thema: Herr Giesler, die Gewerkschaften haben sich bisher hauptsächlich implizit mit Zeitpolitik beschäftigt, das scheint sich nun zu ändern. Auf einmal finden sich, zumindest bei der IG Metall, explizite Begriffe wie Zeitsouveränität und Zeit für sich haben - wie kam es zu diesem Wandel?

Knut Giesler: Die Arbeitszeitpolitik, ihre Verkürzung und Gestaltung war schon immer - neben der Lohnpolitik - das zentrale Thema, insbesondere das der IG Metall. Die Durchsetzung des 8-Stunden Arbeitstages, des freien Wochenendes («Samstags gehört Vati mir») und der 35-Stunden Woche sind Meilensteine unserer Tarifpolitik. Heute geht es zunehmend um die qualitativen Seiten der Arbeitszeit. Freiheit - Vereinbarkeit - Gesundheit. Mehr Freiheit für die Beschäftigten bei ihrer Arbeitszeitgestaltung. Beschäftigte sollen selbst entscheiden können wann, und wie lange sie arbeiten, im Rahmen bestehender Gesetze und Tarifverträge. Bessere Vereinbarkeit von Arbeit und privatem Leben, beispielsweise mehr Zeit für die Kinder. Immer mehr Leistungsdruck auf und in der Arbeit führt zu stressbedingten Erkrankungen. Deshalb brauchen wir gesundheitsförderliche Arbeitszeiten, zum Beispiel einfach mehr Pausen.

Welche Rolle haben die Frauen in den Gewerkschaften dabei gespielt?

Eine große. Die Frauen waren und sind eine wichtige treibende Kraft in der Arbeitszeitpolitik, gerade in einer mehrheitlich von Männern geprägten Gewerkschaft wie der IG Metall. Das zum Beispiel das Thema bessere «Vereinbarkeit von Familie und Beruf» längst eine Forderung aller Kolleginnen und Kollegen geworden ist, wäre ohne das Engagement der Frauen so nicht möglich gewesen.

Hätte die Gewerkschaft nicht beinahe den Anschluss zu der mittlerweile deutlich aktiveren Politik verloren?

Nein überhaupt nicht. Die IG Metall hat bereits 2008 arbeitszeit- und leistungspolitisch die Initiative ergriffen. Doch durch die mit der Finanzmarktkrise einhergehenden Beschäftigungsprobleme hatten sich die Prioritäten eher in Richtung quantitative Arbeitszeitpolitik verschoben. Unser Tarifvertrag «Job-Paket» mit Instrumenten wie der tariflich geförderten Kurzarbeit oder einer Arbeitszeitverkürzung mit Teilentgeltgleich hat im Übrigen entscheidend dazu beigetragen, dass wir weitgehend ohne Entlassungen durch die Krise gekommen sind. Da ging es also eher um die Frage, wie wir mit intelligenter Arbeitszeitpolitik das vorhandene Arbeitsvolumen so verteilen können, dass alle an Bord bleiben können.

Unsere große Befragung der Beschäftigten, an der 2013 über 500.000 Menschen teilgenommen haben, hat uns dann bestärkt, beim Thema Arbeitszeit nicht nachzulassen. Es wurde sehr deutlich: Sie wollen planbare Arbeitszeiten. Aber sie haben auch in der Regel nichts gegen flexible Arbeitszeiten, wenn die Gegenleistung des Arbeitgebers stimmt, zum Beispiel die Zusage, Freizeit nehmen zu können, wenn sie kurzfristig gebraucht wird.

Was muss aus Sicht der IG Metall im Bereich Arbeitspolitik ganz besonders schnell passieren?

Zunächst gibt es auf der unmittelbaren, der betrieblichen Ebene Handlungsbedarf. Es ist ein Skandal, wenn Jahr für Jahr Millionen von Arbeitsstunden einfach verfallen und die Beschäftigten «für lau» arbeiten. Der Grundsatz, dass geleistete Arbeit erfasst und vergütet wird, muss eingehalten werden. Aber auch Themen wie mobiles Arbeiten und die Grenzen «stän-

diger Erreichbarkeit» müssen und werden wir regeln. Wichtig erscheint mir dabei die Verknüpfung von Arbeitszeit(konten)regelungen mit Leistungsbedingungen und Fragen der Personalbesetzung. Hier brauchen wir mehr Mitbestimmung durch die Betriebsräte.

Stichwort Industrie 4.0 ...?

... mit Industrie 4.0 und den zu erwartenden Sprüngen in der Produktivität droht eine Spaltung der Belegschaften. Schlechter Qualifizierte sind besonders gefährdet. Leistungsverdichtung, Qualifikations- und Einkommensverluste wären die Folge. Früher integrierte Dienstleistungen werden ausgelagert und in rechtliche Grauzonen verschoben. Crowd- und Clickworker sind aktuelle Beispiele. Diese ausgelagerten Tätigkeiten sind einerseits weiter Teil der Wertschöpfungskette, andererseits aber in weitgehend rechts-, mitbestimmungs-, und beteiligungsfreie Zonen abgeschoben. Deshalb bleibt die Sicherung von guten und umfassend integrierten Beschäftigungsverhältnissen oberste Maxime gewerkschaftlichen Handelns.:

Werden Sie weiter an dem Leitbild des Normalzeitarbeitsverhältnisses (NAV) festhalten?

Die Beschäftigten wünschen sich eine lebensphasenorientierte Gestaltung von Arbeitszeiten. Wir sollten ein neues Normalarbeitsverhältnis anstreben, das eine unbefristete Vollzeitarbeit mit der Option der zeitweisen Absenkung von Arbeitszeiten für Pflege- und Betreuungsaufgaben, Zeit für berufliche Bildung und flexible Altersübergänge verbindet. Mit unseren neuen Tarifverträgen zur Bildungsteilzeit und zum flexiblen Übergang in die Rente haben wir schon damit angefangen und wir werden dieses Thema zum Schwerpunkt unserer Arbeit in den nächsten Jahren machen.

Den Gewerkschaften wurde und wird vorgeworfen, indirekt das alte Familienmodell zu stützen: Der Mann geht arbeiten, die Frau bleibt zu Hause: Mit welchen konkreten Instrumenten wollen Sie dieses Thema Vereinbarkeit von Familie und Beruf jetzt angehen?

Das alte Familienmodell gehört ebenso auf den Müllhaufen der Geschichte wie eine auf den alleinverdienenden Mann abzielende Tarifpolitik. Samstags gehört eben nicht nur Vati dem Kind, sondern auch Mutti. Und das gilt auch für den Feiertag unter der Woche. Einerseits. Andererseits: Reproduzieren wir mit dieser Rhetorik nicht geradezu ein tradiertes Familien- und Gesellschaftsbild? Beachten sie die Wortwahl in Ihrer Frage. Wir sollten besser von Vereinbarkeit von Arbeit und Privatleben sprechen und nicht mehr nur von «Familie und Beruf». Wir wollen mit einer neuen Arbeitszeitpolitik auch einen Beitrag zu mehr Geschlechtergerechtigkeit leisten und die Voraussetzungen dafür schaffen, unterschiedliche Lebensentwürfe auch leben zu können.

Wie sieht es unter der Überschrift Zeitpolitik aus mit der Verbesserung der Infrastruktur und der Dienstleistungen?

Wenn wir mehr Freiheit, bessere Vereinbarkeit und Gesundheit erreichen wollen, dann brauchen wir auch die Voraussetzungen dafür. Das beginnt beim schnellen Internet auf dem flachen Land und hört bei Ganztagesbetreuungsangeboten, auch für die ganz Kleinen, nicht auf. Und was bringt mehr Zeitsouveränität, wenn ich die gewonnene Zeit im Stau verbringe, weil die öffentlichen Verkehrssysteme nicht attraktiv genug sind oder schlichtweg nicht passen?

Letzten Endes geht es darum, auch die Zeitpolitik aus der Perspektive eines gelingenden Lebens und guter Arbeit zu betrachten. Die Grundfrage bleibt: Wem gehört die Zeit? Wieviel Selbstbestimmung können wir erreichen? Wieviel Fremdbestimmung können wir zulassen? Oder anders gesagt: Wieviel Freiheit trauen wir uns gegenseitig zu? ■■■

Knut Giesler ist Bezirksleiter der IG Metall Nordrhein-Westfalen.

Friedrich Landenberger studiert European Studies (MA) an der Europa-Universität Viadrina in Frankfurt/Oder.

«Und was bringt mehr Zeitsouveränität, wenn ich die gewonnene Zeit im Stau verbringe, weil die öffentlichen Verkehrssysteme nicht attraktiv genug sind oder schlichtweg nicht passen?»

Zeit und Politik

Viele Menschen wie zum Beispiel Erwerbslose haben keine Zeitnot. Sie leiden unter der Sinnentleerung von Zeit. Zeit aber darf nicht systematisch entwertet werden – nur eines der Gebote, das eine gesetzliche Regelung beachten müsste.

Wann kommt das «Recht auf eigene Zeit»?

Von **Ulrich Mückenberger**

Wir wissen: Zeitpolitik zielt auf die nachhaltige Verbesserung der Lebensqualität von Menschen aller Lebenslagen hin. Das «Recht auf eigene Zeit» ist gefordert, wo Menschen ohne Willen und Zutun in Stress und Hetze, in zersplitterte «Zeitpuzzle»-Alltage und entwürdigendes Warten gezwängt werden, wo (auch zeitliche) Benachteiligung nach Geschlecht und sozialer Klasse zu verzeichnen ist.

Dass die Umwertung von zeitlicher Lebensqualität und Zeitwohlstand nicht außer jeder Reichweite politischer Institutionen und Machtstrukturen ist, zeigt der Beschluss des Europarates (siehe Kasten) aus dem Jahr 2010. Mit ihm fand das «Recht auf Zeit» erstmals in ein offizielles Politikdokument auf europäischer Ebene Eingang. Man soll die Bedeutung solcher Politikdokumente allerdings auch nicht überschätzen. Sie können einfach in der Schublade – oder zeitgemäß: auf der Festplatte – verschwinden.

Was heißt Recht auf eigene Zeit?

Das Recht auf eigene Zeit gäbe zum einen einzelnen Menschen und Gruppen die Möglichkeit, ihre zeitlichen Bedürfnisse auch bei ungleichen Machtverhältnissen durchzusetzen, zu erreichen, dass sie ernst genommen und unterstützt werden. Zu diesem ersten Bestandteil (den man auch als subjektiv-rechtlichen Anteil des Rechts auf eigene Zeit bezeichnen kann) gehören meines Erachtens fünf Gebote:



1. Der individuelle oder kollektive Zeitgebrauch darf nicht fremdbestimmt werden.
2. Er darf nicht systematisch entwertet werden.
3. Er darf nicht mit Diskriminierung einhergehen.
4. Individuen und Gruppen muss die Möglichkeit gegeben werden, einen kulturellen Eigenwert ihrer Lebenszeit zu wählen.
5. Ihnen müssen Spielräume gemeinsamer Zeiten offenstehen.

Der zweite Bestandteil des Rechts auf eigene Zeit (der objektiv-rechtliche) verlangt, dass eine Gesellschaft alles tut, um selbstbestimmten Zeitgebrauch zu ermöglichen. Um die alltägliche Zeit «freier» zu gestalten, brauchen Menschen Infrastrukturen – wie Verkehrsmittel, Kultur- und Sozialeinrichtungen, Kindertagesstätten usw. Beispiele für den objektiv-rechtlichen Anteil des Rechts auf eigene Zeit sind etwa Gebote zu Zeitbüros oder örtlichen Zeitleitplänen, wie sie die italienische Gesetzgebung von 2000 vorsieht.

Bisher ist «Keine-Zeit-Haben» reine Privatsache, eine Frage des «Managements»

Das Recht auf eigene Zeit löst für sich allein nicht die aktuellen gesellschaftlichen Probleme. Dort wo ein «Recht» besteht, beginnt eigentlich erst die Arbeit an der Konkretisierung und Durchsetzung dieses Rechts. Rechte Einzelner kollidieren mit den Rechten anderer – und bedürfen einer gegenseitigen Koordination und Harmonisierung. Trotzdem ist die Anerkennung eines Rechts auf eigene Zeit keineswegs überflüssig –

oder bloße «Verfassungsslyrik». Existiert es, so müssen sich die Befugnisse anderer auch daran messen lassen. Zum Beispiel sind dann Arbeitszeiten systematisch auf ihre Vereinbarkeit mit sonstigen Lebenszeiten abzu prüfen; Ämter-, Öffnungs-, Kinderbetreuungs-, Bibliothekszeiten müssen sich daran messen lassen, ob sie den Zeitbedarfen der Nutzer/innen entsprechen.

Bislang – also ohne das Recht auf eigene Zeit – sind «Zeit-Haben» oder «Keine-Zeit-Haben», auch Zeitautonomie Privatsache: Der eine hat sie, die andere nicht. Zeit«anbieter» können Zeiten anbieten, die ihrer Profit-, Effizienz- oder Bequemlichkeitslogik entsprechen – Zeit«nachfrager» müssen sich nach ihnen richten. Und wenn sie permanent keine Zeit haben, gestresst, überlastet und ausgebrannt sind – dann ist das ihr Problem (und das ihres individuellen «Zeit-Managements»), nicht das der Gesellschaft. Genau das ändert sich mit dem Recht auf eigene Zeit. Es begründet so etwas wie eine gesellschaftliche Zeit-Solidarität. Diese ersetzt nicht die individuelle Verantwortung für die eigene Lebensführung. Aber sie unterstützt sie gerade dort, wo Zeitleiden vorhersehbar, gar gesellschaftlich verursacht und gesellschaftlich heilbar erscheinen.

Nicht alle Menschen haben gleich viel Zeit, sondern sie haben viele fremdbestimmte Taktgeber

Damit sind wir beim Zeitprekariat. Um ein erstes Beispiel zu geben: Es gibt gesellschaftliche Gruppen (man denke an viele Erwerbslose, Senioren, aber auch Jugendliche), bei denen das alltägliche Zeitleiden nicht in quantitativer Zeitnot, sondern in qualitativer Sinnentleerung von Zeit besteht. Dort wird das oben genannte zweite Gebot des Rechts auf eigene Zeit (der Zeitgebrauch darf nicht systematisch entwertet werden) verletzt. Dort müsste Gelegenheit zu einem eigenbestimmten Zeitumgang, zu Zeitkultur, gegeben werden.

Ein zweites Beispiel: Entgegen dem Gemeinspruch «Alle Menschen haben pro Tag 24 Stunden» haben nicht alle Menschen gleich viel alltägliche Zeit. Immer noch hat eine Mehrzahl von Frauen – anders als eine Mehrzahl von Männern – einen Alltag, der ein «Zeitpuzzle» darstellt: viele fremdbestimmte Taktgeber, die nur mühsam in eine Abfolge gebracht werden können und bei denen schon kleinste Störungen den so genannten Akkordeon-Effekt (= alle nachfolgenden Tätigkeiten werden komprimiert) auslöst. Hier wird offenbar gegen das dritte Gebot des Rechts auf Zeit verstoßen (der Zeitgebrauch darf nicht mit Diskriminierung einhergehen). Dass unter diesem Aspekt Arbeits-, Wege-, Betreuungszeiten kritisch gemustert und neu gestaltet werden, ist dann nicht mehr nur der Sorge um Fertilitätsraten und Demografie, sondern dem Recht auf eigene Zeit des «anderen Geschlechts» geschuldet.

Man könnte weitere Beispiele geben: Bei manchen Ausländerämtern kommen diejenigen, die gleich mor-

gens eine Marke ziehen, nicht mehr am selben Tag dran – bislang ein (oft nicht öffentlich werdendes) Ärgernis, bei Anerkennung des Rechts auf eigene Zeit aber ein Verstoß gegen die Gebote 1 (der Zeitgebrauch darf nicht fremdbestimmt werden) und 3 (er darf nicht mit Diskriminierung einhergehen), der Rechtfertigungsbedarf und gegebenenfalls Abhilfe nach sich zieht. Beispiele über Beispiele könnten folgen.

Ein kleines bisschen Recht auf Zeit gibt es schon. Denken wir an die erstrittene Regelung der Deutschen Bahn, ab einer bestimmten Verspätung Teile des Fahrgeldes zurückzuerstatten. Eine gewisse Vorreiterrolle hat der Europäische Gerichtshof, der – ohne das «Recht auf Zeit» zu nennen – entschieden hat, dass Flugverspätungen zu einer finanziellen Entschädigung verpflichten. Und zwar unabhängig davon, ob mit der Verspätung ein Vermögensschaden eingetreten ist: Als Schaden wurde der bloße Zeitverlust eingestuft.

Ulrich Mückenberger ist emeritierter Professor für Arbeits- und Europarecht und Vorsitzender der Deutschen Gesellschaft für Zeitpolitik; derzeit Forschungsprofessor an der Universität Bremen.

Beschluss des Europarates 2010

«Der Europarat befasst sich [...] seit vielen Jahren durch seine Europäische Sozialcharta (1961), seine überarbeitete Europäische Sozialcharta (1996) und die Arbeit des Lenkungsausschusses für die Gleichheit von Mann und Frau (CDEG) zur Vereinbarung von Berufs- und Privatleben implizit mit Zeitpolitik. [...] [Diese] betrachtet Zeit sowohl als Ressource als auch als kulturelles Medium und sie hinterfragt traditionelle Raumplanungsmechanismen. Sie hat zur Entwicklung neuer Formen von Institutionen (Zeitbüros) und zu neuen Formen der lokalen Partizipation und Kooperation geführt (z. B. der kommunale Bürgerdialog und öffentlich-private-Partnerschaften). Der Kongress <ruft> das Ministerkomitee des Europarats auf, das <Recht auf Zeit> einzubeziehen. Er empfiehlt dem Ministerkomitee, die relevanten Organe des Europarats aufzurufen, insbesondere jene, die sich mit der Gleichstellung der Geschlechter und sozialem Zusammenhalt befassen, sich ausdrücklich mit der Zeitpolitik zu befassen und die Zeitverwaltung in ihre Aktivitäten aufzunehmen, zusammen mit den Konzepten <Zeitwohlbefinden> und <zeitliche Lebensqualität>.» (Auszug)

Auf der 19. Tagung vom 26.–28. Oktober 2010 verabschiedete der Europarat (Kongress der Gemeinden und Regionen) die Entschließung 313 und die Empfehlung 295 mit dem Titel «Soziale Zeit, Freizeit: Welche lokale Zeitplanungspolitik ist sinnvoll?»



**Die Dauer eines
Verfahrens vor dem
Berliner Sozialgericht
beträgt**

**13,8
Monate.**

(rbb 2015)

Was Zeitpolitik mit Gerechtigkeit zu tun hat, warum sie mehr ist als gute Familien- oder Arbeitspolitik und was ihr noch fehlt, um mitten in der Gesellschaft anzukommen.

Nicht jeder Tag hat 24 Stunden

Von Ulrich Mückenberger

Den Begriff «Zeitpolitik» haben viele noch nie gehört, geschweige denn, dass sie wissen, was damit gemeint ist. Häufig tauchen in diesem Zusammenhang Synonyme wie «Zeitmanagement» und anderes mehr auf. Zeitpolitik meint aber sicher mehr – und Anderes – ,als die individuelle Fähigkeit, den Alltag zu ‚händeln‘. Zeitpolitik will öffentliche, wirtschaftliche und politische Zeitstrukturen mit den Bedürfnissen von einzelnen Menschen, Familien und Gruppen nachhaltig miteinander vereinbaren. Zeit tritt – und dieses ihr Schicksal teilt Zeitpolitik – nie allein für sich auf. Alle Abläufe und Ereignisse geschehen «in der Zeit», und Zeiten sind immer Zeiten «von etwas». Zeitpolitik kommt daher in unterschiedlichsten Bereichen und in unterschiedlichen Mischungen mit anderen Politiken vor. Sie kann eine Ergänzung zur Sozialpolitik sein, etwa wenn es darum geht, kommunale Dienstleistungen auch in Anspruch nehmen zu können; zur Familienpolitik, wenn es darum geht, Aufgaben in Beruf und Familie miteinander vereinbaren zu können; zur Ökologie, etwa wenn es darum geht, wie Beschleunigung im Alltag das Klima beeinflusst, zur Ernährungspolitik, wenn es darum geht, wie verträglich «fastfood» oder Schnell-Lege-Batterien sind; zur Raum- und Stadtentwicklungspolitik, wenn es um die Stadt der kurzen Wege, Mischnutzung oder Revitalisierungskonzepte geht.

Warum aber werden diese Anliegen als «zeitpolitische», und nicht, wie es auch ginge, jeweils als sozial-, familien- und stadtentwicklungspolitische oder ökologische verspürt und artikuliert? Das liegt daran, dass Zeit in diesen jeweiligen Bereichen meist als besonders leidhaft (oder gelungen?) wahrgenommen und diese Leidens- (oder Glücks-)erfahrung zugleich als eine erlebt wird, die übergreifend im Alltag spürbar ist: «Einheit des Alltags»(Helga Krüger) als Maßstab gelingender Zeiterfahrung, zersplitterter, «puzzle»- oder »patchwork«-Alltag als dessen Gegenteil. Bleibt ein Anliegen also zum Beispiel in der Fami-

lienpolitikformuliert, so trägt seine Lösung vielleicht diesem Bereich, nicht aber dem übergreifenden Charakter Rechnung, wie wir Zeit im Alltag erleben und erfahren.

Erleben wir eine «Einheit des Alltags?»

Die Zeitpolitik thematisiert die gesellschaftlichen Verhältnisse, seien sie baulicher, finanzieller, bürokratischer oder sonstiger Art, radikal von den menschlichen Alltags her und nicht (oder erst sekundär) von den Eigenlogiken, also den Gestaltungspotenzialen und –grenzen dieser Bereiche. Dahintersteht die Annahme, dass sie ihre Legitimität nicht aus sich selbst beziehen, sondern aus dem Lebens- und Bedarfshorizont derer, die sie in jeweiligen Alltags nutzen und die mit Legitimitätsentzug drohen, wenn sie ihre Bedarfe dauerhaft ignoriert finden.

Warum dieser Zugang? Erstens: Jeder Alltag von Menschen geschieht in der Zeit. Arbeiten, Kommunizieren, Lieben, Pflegen, Schlafen, Ausspannen geschehen in der Zeit. Deshalb kann gutes Gelingen des Leben vielfach auch an seinem zeitlichen Rahmen festgemacht werden – und wird es vielfach auch. Ist das «meine» Zeit? «Take your time!» sagen die Engländer im Gegensatz zu den Deutschen, die mit «Nimm Dir Zeit!» fremdes Eigentum unterstellen. Erlebe ich eine «Einheit des Alltags»? Sind meine Zeiten vereinbar miteinander? Machen meine Zeiten Sinn?

Zweitens: Entgegen dem simplen «Jeder hat pro Tag 24 Stunden» ist Zeit in ihrem alltäglichen Gebrauch in quantitativ und qualitativ höchst ungleicher Weise vorhanden. Zunehmend beobachten wir denn auch «Zeitkonflikte». Zu denken ist an unterschiedliche durchschnittliche Zeitbudgets von Männern und Frauen. Zudenken ist an den unterschiedlichen Zeitwert Älterer und Arbeitsloser; Älteren geht die Zeit schneller «verloren» – «gelebte Zeit» ist nicht «gezählte Zeit». Zu denken ist an den Diebstahl von Zeit durch Ämter, Wartezimmer, Staus. Zu denken ist an die unterschiedlichen Zeitstrukturen industrieller und dienstleistungsorientierter Quartiere. Zu denken ist an die Alltagsignoranz bestimmter Investoren, Politiker und Planer. Viertens: Zeiten sind daher immer Gegenstand von Verteilungsprozessen und –konflikten, und bei ihrer Verteilung divergieren die Kriterien sozialer Gerechtigkeit.

Die gesellschaftliche Organisation von Zeitverteilung und Zeitkonflikten hat nach Maßstäben der Gerechtigkeit zu erfolgen: Diese Erkenntnis, die sich mehr und mehr durchsetzt, ist die Geburtsstunde der Zeitpolitik. Dabei kann man sich Zeitpolitik als eine zweite Generation im sozialstaatlichen Denken vorstellen. Zu der ersten Generation, die im Wesentlichen materiellen Wohlstand gestaltet und (um)verteilt, tritt die zweite hinzu (kein Ersetzungsverhältnis, wie mancher Postmoderne denken mag!), die Zeit gestaltet und (um)verteilt. Zeit wird dabei nicht nur quantitativ als Ressource verstanden, sondern auch quali-

tativ als kulturelles Medium (daher ist Zeitpolitik kritisch gegenüber dem immer noch florierenden Begriff «Zeit-Management»). Während vielleicht der Sozialstaat der ersten Generation noch bürokratisch – «top down» verfahren konnte, muss Zeitpolitik nicht nur den Maßstab der Gerechtigkeit anlegen, sondern auch systematisch die einbeziehen, um deren «Alltag» es geht.

An welchen Maßstäben von Gerechtigkeit sollte sich zeitpolitische Intervention orientieren? Es gibt mehrere Vorschläge: Sie firmieren unter Begriffen wie «Zeitwohlstand» (Jürgen Rinderspacher) und «Zeitsouveränität» (Bernhard Teriet) sowie dem «droit au temps» (Francois Ost) oder «Recht auf eigene Zeit» (Ulrich Mückenberger).

Die fünf wichtigsten Ziele der Zeitpolitik

1. keine illegitime Fremdbestimmung über die Zeit anderer
2. keine Diskriminierung im Zeitgebrauch
3. keine gesellschaftliche Entwertung von Zeit
4. Recht auf Zeitkultur, das heißt die Befähigung, mit Zeit im Sinne selbst gefundener Sinnkriterien umzugehen
5. Recht auf kollektive («gemeinsame») Zeiten

Der Zeitpolitik wird öfters entgegengehalten, diese Anliegen würden ja in den jeweiligen Gestaltungsbereichen ja bereits berücksichtigt. Mit diesem oder ähnlich lautendem Einwand machen viele Sozialpolitiker, Familienpolitiker, Stadtplaner und Ökologen der Zeitpolitik den Anspruch streitig, eineigenständiges, übergreifendes Gestaltungsfeld zu sein.

Da ist allerdings Skepsis angebracht, und sie beruht auf der Gewissheit, dass in diesen Bereichen ein wissenschaftlich gesicherter zeitpolitischer Methoden- und Instrumenten-, und damit Wissensbestand derzeit gar nicht vorliegt. Und so lange die wissenschaftlich gesicherte methodische Kenntnis fehlt, kann überhaupt keine Rede davon sein, dass die partikularen gesellschaftlichen Gestaltungsbereiche bereits in seriöser Weise von der übergreifenden zeitpolitischen Perspektive angereichert und zugleich untereinander vernetzt seien. Die entsprechende Affirmation kann nur als «Widerstand» im psychoanalytischen Sinne verstanden werden: als ProbleMLEUGNUNG, die sich zugleich notwendigen, auch Lernprozessen in den verschiedenen Bereichen verschließt.

Klar – viele Akteure in Politik und Wirtschaft beginnen, zeitpolitische Fragen zu entdecken. Die Wirtschaft entdeckt die Produktivität der «Langsamkeit». Die Familienpolitik entdeckt «Zeit» als allzu oft vernachlässigte Ressource des sozialen Zusammenhalts. Aber für die systematische Erschließung des zeitpolitischen Feldes fehlen noch wichtigen Methoden- und Wissensbestände – und der erklärte Wille, diese Lücken zu füllen.

«Zu denken ist an die unterschiedlichen Zeitbudgets von Männern und Frauen. Zu denken ist an den Diebstahl von Zeit durch Ämter, Wartezimmer, Staus. An die Alltagsignoranz bestimmter Investoren, Politiker und Planer.»

Wie kann Zeitpolitik in der Gesellschaft verankert werden?

Wenn man die oben mitgeteilten Annahmen teilt, so liegt zunächst nahe, die akademische Verankerung von Zeitpolitik als wissenschaftliche Disziplin anzustreben; eine, die nicht von vorneherein den Paradigmender anderen Gestaltungsbereiche unterliegt. Vielleicht teilt Zeitpolitik die Entwicklungslogik anderer übergreifender Themenbereiche wie Gender, Datenschutz oder Nachhaltigkeit: Sie haben zunächst die theoretischen, normativen und methodologischen Voraussetzungen des eigenen Gegenstands(-feldes) geklärt, um sie dann in die Gestaltungsbereiche zu integrieren, nach denen die Gesellschaft organisiert ist. Gender-, Datenschutz- wie Nachhaltigkeits-Themen belegen gleichzeitig, dass es selbst bei hochgradiger Aufnahme dieses Themas keineswegs überflüssig wird, in den einzelnen Politiken dessen Grundlagen- und Anwendung zu reflektieren.

Wie könnte Zeitpolitik außerhalb des akademischen Bereiches in der Gesellschaft verankert werden? Wir kennen das Problem aus den Bereichen, die «Querschnittscharakter» haben: die alle betreffen, für die deshalb aber, jedenfalls zu Beginn, niemand zuständig ist! Man denke an die Gleichbehandlung der Geschlechter, den Umwelt-, den Datenschutz, den Verbraucherschutz. Dort werden im Allgemeinen «künstliche» Interessenvertretungen geschaffen, um in Rückkoppelung mit den Betroffenen «anwaltliche» Vertretung zu schaffen. In Deutschland nennt man diese Vertretung «Beauftragte».

Sie sind oft einfach verlängerte Arme von Ämtern, Unternehmen, Bürokratien. Aber es gibt auch solche, die wissen die lebendige Nähe zu ihrer Klientel zu halten und so dem übergreifenden gesellschaftlichen Interesse öffentlich Geltung zu verschaffen. Das beste Beispiel einer «Landesbeauftragten» ist die Leiterin der Zentralstelle für die Gleichberechtigung der Frau.

Ich schlage eine Bundesbeauftragte für Zeitpolitik vor. Nicht in Konkurrenz und in der Dimension von Gleichbehandlungs- oder Bürgerbeauftragten, aber mit ähnlichen Befugnissen: gewählt vom Parlament; mit einem «Arbeitsstab» zur Seite, der sich aus den verschiedenen Ressorts zusammensetzt; als Anlaufstelle für Bürger/innen mit zeitpolitischen Anliegen; mit Initiativ- und Rechercherechten – und entsprechenden wissenschaftlichen und finanziellen Ressourcen; zur Begutachtung einschlägiger Planungsvorhaben befugt; zur öffentlichen Berichterstattung auch dem Parlament gegenüber verpflichtet und berechtigt.

Paul Virilio wollte einmal das Ministerium für Raumplanung durch das Ministerium für Zeitplanung ergänzen. Vielleicht geht das ja (noch) zu weit ... ■■■

Ulrich Mückenberger ist emeritierter Professor für Arbeits- und Europarecht und Vorsitzender der Deutschen Gesellschaft für Zeitpolitik; derzeit Forschungsprofessor an der Universität Bremen.

Wer dafür sorgen will, dass in den Parlamenten die richtigen Themen diskutiert und entschieden werden, wer in der Schülermitverwaltung dabei sein will, sich als Betriebsrat, in einer Bürgerinitiative oder gar in einer Partei engagiert, kurz, wer Demokratie (leben) will, braucht Kraft und einen freien Kopf.

Zeit für Visionen

Von **Jürgen P. Rinderspacher**

Als der ehemalige SPD-Bundeskanzler Willy Brandt Anfang der 1970er Jahre unter dem Eindruck der Studentenbewegung und der von ihr propagierten «Außerparlamentarischen Opposition» die Gesellschaft dazu aufrief, «mehr Demokratie zu wagen», meinte er damit sowohl die breite Beteiligung an den klassischen demokratischen Institutionen, wie etwa Parlamenten und Parteien, als auch die Demokratisierung der Gesellschaft an ihren Wurzeln und in ihrem gelebten Alltag. An der Gestaltung aller Lebensbereiche sollten die Menschen teilhaben: in Arbeitswelt, Schule, Betrieb, Krankenhaus und selbst im Theater und in Gefängnissen. «Demokratie wagen» meint aber auch eine veränderte, offenere Geisteshaltung – die nicht nur in Deutschland seit Menschengedenken von Obrigkeitsstaatsdenken und Gehorsam gegenüber oft nur vermeintlich höhergestellten Personen und Institutionen geprägt war.

Ein solches demokratisches Modell erfordert neben einer mehr oder weniger soliden Sachkenntnis vor allem Zeit – erst recht, wenn Interessensgegensätze oder Konflikte gewaltfrei und auf Augenhöhe unter den beteiligten Menschen und Gruppen ausgehandelt werden sollen. Das betrifft langwierige parlamentarische Debatten und Verfahrensvorschriften ebenso wie lange Instanzenwege. Diskussion bedeutet also, dass Prozesse zumeist länger dauern, als würden sie von einer Instanz von oben entschieden. Je mehr Parteien daran beteiligt sind und gehört werden wollen, desto mehr Zeit muss dafür aufgewendet werden.

Die gesamte Geschichte der Umweltpolitik ist ein Beleg dafür, wie die Beteiligung von Menschen außerhalb der Parlamente – Bürgerinitiativen, Wissenschaft und so weiter – Aspekte in die politische Diskussion hineingebracht hat, die es wenige Jahre zuvor, in den 1960er Jahren, in den Parlamenten und anderswo praktisch noch nicht gegeben hatte und an die infolgedessen auch niemand denken konnte. Zugleich wird mit der Beteiligung von vielen Betroffenen und Interessierten jede Debatte – etwa ob eine Umgehungs-

straße gebaut werden soll oder nicht – viel komplizierter und damit auch langwieriger. Die gewonnene Entscheidung hat nun aber – selbst wenn sie am Ende nicht optimal war – eine sehr viel höhere Qualität als etwa die «von oben» bestimmten Planungsverfahren in den 1950er, 60er und 70er Jahren.

«Zeit für Demokratie» heißt daher zum einen, dass es bei der Planung und Durchführung politischer Prozesse auf das rechte Timing ankommt – Prozesse dürfen also nicht zu hektisch und ohne Beteiligung der Betroffenen geplant sein. Prozesse dürfen aber auch nicht so lange dauern, dass ihre Umsetzung zu spät kommt, wie etwa im Fall der noch nicht fertiggestellten verbesserten Deiche in Deutschland nach der zweiten großen Flutkatastrophe 2013. Zeit für Demokratie heißt zum anderen aber auch, der schlichten Tatsache Rechnung zu tragen, dass jede Aktivität Zeit benötigt. Das wirft die Frage auf, woher die Menschen diese Zeit eigentlich nehmen sollen beziehungsweise können.

In den vergangenen zwei Jahrzehnten haben sich die Voraussetzungen für politische Arbeit stark verändert. Die Menschen haben für diese Dinge heute erstaunlicherweise eher weniger Zeit als früher – und das sind inzwischen schon längst nicht mehr nur diejenigen in der mittleren Lebensphase, die Karriere, Kinder, Freizeit, Fortbildung und die Pflege ihrer Eltern unter einen Hut zu bringen haben. So verfüge infolge der Rationalisierungsmaßnahmen im Bildungssystem inzwischen beispielsweise auch Schüler/innen und Studierende nicht mehr über viele Freiräume, die es ihnen erlauben würden, sich zusätzlich zu den Anforderungen in der Ausbildung und dringender erforderlicher Freizeit für Dinge einzusetzen, die sie nicht unmittelbar betreffen.

Die Erwerbsarbeit fordert viel Lebensenergie – auch schon in jungen Jahren

Erst recht, wenn ein Engagement über einzelne Konfliktlagen in Schule und Studium hinausgehen soll, wenn man sich zum Beispiel über einen längeren Zeitraum auf die Jugendorganisation einer Partei oder Gewerkschaft einlassen soll. Ähnliches gilt für Arbeitnehmer/innen oder selbständig Erwerbstätige. Die Bedingungen im alltäglichen Konkurrenzkampf in Arbeit und Privatzeit haben sich derart verschärft, dass vermutlich für die ganz überwiegende Mehrheit der Menschen in der Jugendphase und im mittleren Lebensabschnitt weder genügend verfügbare Zeit noch genügend Lebensenergie für Dinge bereitstehen, die nichts mit der Erwerbsarbeit zu tun haben.

Die Angst, den Arbeitsplatz zu verlieren, führt zusätzlich dazu, dass die Beschäftigten stärker untereinander konkurrieren, teilweise auch gegeneinander ausgespielt werden. So fehlt außer den zeitlichen und körperlich-mentalenen Ressourcen den Menschen auch der Mut, sich in ihrem Betrieb im Rahmen der gesetzlich vorgesehenen Partizipationsmöglichkeiten zu engagieren, beispielsweise als Betriebsräte. Immer

öfter hört man von großen Ketten des Versandhandels und anderen Branchen, die die Wahrnehmung der gesetzlich verankerten Mitbestimmungsmöglichkeiten massiv behindern. Gerade sie sind aber für eine Demokratie, die nicht nur den politischen, sondern auch den sozialen Interessenausgleich friedlich regeln will, genauso unverzichtbar wie das passive und aktive Wahlrecht für die Staatsorgane. Hier liegt sicher eine der gefährlichen Entwicklungen, die zur Unterminierung der in ihrer Existenz keineswegs selbstverständlichen demokratischen Ordnung eines Gemeinwesens führen.

Viele Menschen haben gar keine Chance, in öffentlichen Gremien oder Parteien mitzuarbeiten

Andere Teile der Bevölkerung werden von der politischen Partizipation allein schon strukturell ausgeschlossen: Seit Jahrzehnten wird die alte Erkenntnis immer wieder neu bestätigt, dass Nacht- und Schichtarbeiter/innen zu derjenigen gesellschaftlichen Gruppe gehören, die in öffentlichen Gremien oder gar in politischen Parteien am wenigsten vertreten ist. Zeitpolitisch geht es also darum, bei der Entwicklung der zeitlichen Rahmenbedingungen unserer Gesellschaft – also bei Arbeitszeiten, Fahrzeiten, bei der Arbeitsgeschwindigkeit und so weiter – darauf zu achten, dass die strukturellen Barrieren zur politischen Beteiligung nicht so hoch sind, dass die Menschen sie selbst bei gutem Willen nur mit unangemessen hohem Aufwand oder gar nicht mehr überspringen können.

Andere Faktoren kommen hinzu: Anders als in früheren Generationen wird heute der Balance von Familie und Partnerschaft auf der einen Seite und beruflichem und ehrenamtlichem, darunter auch politischem Engagement auf der anderen – viel mehr Aufmerksamkeit geschenkt als früher. Auch ist der moderne Alltag insgesamt komplizierter geworden. Wir müssen wissen, was in unserem Körper vor sich geht (der mündige Patient), müssen über Schadstoffe in Lebensmitteln Bescheid wissen (der mündige Verbraucher), müssen uns kontinuierlich fortbilden (lebenslanges Lernen). Dabei gleicht unser Bemühen oft einer Sisyphos-Aufgabe, weil das, was wir eben gelernt haben, schon morgen wieder obsolet sein kann.

Bei all dem Stress sollen wir überall möglichst relaxed rüberkommen – nicht nur zu Hause, sondern auch in der Firma. Auch in Kunst und Kultur will man auf dem Laufenden sein. Nicht zuletzt wollen wir in der Erziehung nicht mehr befehlen, sondern erklären – Einübung in die demokratische Kultur – warum das eine oder andere Verbot sinnvoll ist, was nicht nur nervlich, sondern auch zeitlich häufig aufwändiger ist als der alte Befehlstone. Wengleich auf lange Sicht gerade dies dazu beigetragen haben dürfte, dass heute das Verhältnis der Kinder zu ihren Eltern und umgekehrt nach allem, was man erkennen kann, im Durchschnitt wesentlich besser geworden ist als früher.

Zeit zu haben reicht jedoch bekanntlich bei weitem nicht aus, um sich zu engagieren – weder im politischen Raum noch sonst wo. So hat sich gezeigt, dass nicht diejenigen Gruppen der Gesellschaft am meisten engagiert sind, die über besonders viel frei disponierbare Zeit verfügen – das wären rein rechnerisch zum Beispiel rüstige Rentner/innen und Arbeitslose. Vielmehr arbeiten diejenigen, die sich ohnehin schon irgendwo öffentlich engagieren, zusätzlich noch auf weiteren Betätigungsfeldern.

Politisches Engagement ist nicht zuletzt auch eine Frage der Motivation

Wenn man sich diese Ausgangslage vor Augen hält, ist es eigentlich erstaunlich, dass wir in Deutschland nach wie vor eine sehr lebendige und bunte politische Landschaft antreffen. Lebendig allerdings weniger im Bereich der etablierten Politikstrukturen, wie den politischen Parteien, sondern eher auf dem weiten Feld zivilgesellschaftlichen Engagements, wie es sich seit den 1960er Jahren herausgebildet hat. Dies darf jedoch nicht über die Dauerkrise des politischen Engagements in den verfassten Institutionen der Politik hinwegtäuschen, die sich vor allem an der sinkenden Bereitschaft der Menschen zur Mitarbeit zeigt – so etwa, wenn in nicht wenigen Gemeinden niemand mehr das Amt des Bürgermeisters übernehmen möchte. Alles ein Zeitproblem?

Selbstverständlich muss man auch fragen: Was motiviert die Menschen zur politischen Arbeit? Zum Beispiel der Einsatz für soziale Gerechtigkeit, für eine bessere Umwelt oder für die Grundfreiheiten in der Demokratie, darunter auch für Abhör- und Datensicherheit im Netz.

In vielen dieser Fragen streckt die Politik allzu oft die Waffen und erklärt sich ein ums andere Mal nicht mehr für zuständig oder mächtig genug – statt zu demonstrieren, was Politik gegen die Macht der Ökonomie oder der digitalen Bevormundung leisten könnte,

Warum also sollte man seine wertvolle Lebenszeit für die «res publica», die öffentliche Sache, einbringen? Wenn ohnehin nur noch die Sachzwänge regieren und ein ums andere Mal politische Maßnahmen als alternativlos vorgestellt werden, erübrigt sich die Beteiligung der Bürger/innen. Ohne das Denken in Zukunftsvisionen, die Hoffnung auf eine bessere und gerechtere Welt, für die sich Menschen gern einsetzen würden, wird es die Demokratie auf Dauer schwer haben, das Ausmaß an Zeit für sich zu mobilisieren, das sie eigentlich verdient hätte. ■■

Jürgen P. Rinderspacher ist Zeitforscher und arbeitet am Institut für Ethik und angrenzende Sozialwissenschaften der Uni Münster. Er ist Mitbegründer und stellvertretender Vorsitzender der Deutschen Gesellschaft für Zeitpolitik. Er veröffentlichte zahlreiche Bücher zu unterschiedlichen Aspekten von Zeit und Gesellschaft.

« Auch ist der moderne Alltag insgesamt komplizierter geworden. Wir müssen wissen, was in unserem Körper vor sich geht (der mündige Patient), müssen über Schadstoffe in Lebensmitteln Bescheid wissen (der mündige Verbraucher), müssen uns kontinuierlich fortbilden (lebenslanges Lernen). »



Im Dezember 2014 dauerte es

5,7 Monate, bis über einen Asylantrag entschieden wurde.

(Spiegel 2015)

Zeit und Mensch

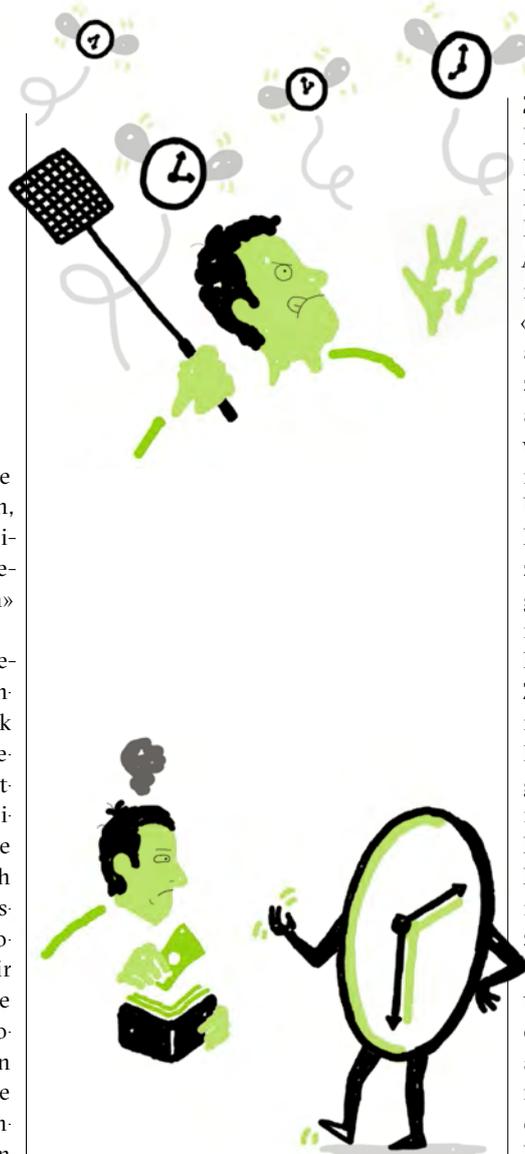
Unsere Sprache verrät viel darüber, wie wir über Zeit denken.
Und warum wir glauben, keine zu haben.

Von Zeitfressern und anderen Monstern

Von **Anne-Kathrin Hoklas**

Wenn wir im Alltag mal der grummelnd oder zunehmend feststellen, keine zu «haben», erscheint Zeit als selbstverständliche und naturgegebene Größe. Gäbe es ein Verb wie «zeiten», so würde dies, wie Soziologe Norbert Elias feststellte, den instrumentellen Charakter der Zeit, ihre soziale Funktion, Handlungen zu synchronisieren und auf diese Weise das gesellschaftliche Zusammenleben zu koordinieren, erkennen machen. Im Alltag aber «rennt» uns diese soziale Konstruktion, die wir Zeit nennen, «davon», wir versuchen sie möglichst effizient zu «nutzen», um sie uns dann doch wieder von unverfrorenen Zeitfressern «stehlen» zu lassen oder einfach «totzuschlagen».

Dass solche Bilder weit mehr sind als poetische oder rhetorische Mittel, haben der Linguist George Lakoff und der Philosoph Mark Johnson gezeigt. In ihrem 1980 erschienenen Buch »Metaphors we live by« verdeutlichen sie, dass Metaphern auf kulturspezifische Konzepte und Modelle hinweisen, die unser Denken strukturieren und damit auch unser Handeln anleiten. Abstrakte Wissens- und Vorstellungsbereiche wie das Phänomen Zeit werden für uns greifbar, indem wir sie über konkrete, erfahrungsnahe Bereiche verstehen. Jedes Bild lässt dabei das Phänomen, das es beschreibt, in einem bestimmten Licht erscheinen und impliziert bestimmte Denkrichtungen und Handlungsmöglichkeiten – verdeckt aber zugleich Alternativen für diese.



Zeit als eine ökonomisierbare Größe

Eine tief im Denken unserer Kultur verankerte Verknüpfung zweier solcher Vorstellungsbereiche ist das Konzept «Zeit ist eine Ressource» bzw. «Zeit ist Geld». In unserer Alltagssprache finden sich eine ganze Reihe metaphorischer Ausdrücke wie etwa Zeit «sparen», «investieren», «verplempern» oder auch «Arbeitszeitkonto», denen dieses Konzept zugrunde liegt. Solche Metaphern lassen uns Zeit als eine ökonomisierbare, zu verwaltende Größe erfahren und appellieren an einen selbstbestimmten, rationalen Umgang mit ihr. Sie fordern dazu auf, jede Handlung auf ihren Nutzen für die Zukunft zu prüfen. Dieses Metaphernkonzept spiegelt damit den Zeitznutzungsimperativ unserer Gesellschaft, den wir so verinnerlicht haben, dass er uns selbst in unserer freien Zeit antreibt. Es blendet aus, dass auch vermeintliche Inaktivität «produktiv» sein kann. Die durch die Metapher vorgeschlagene Zweckerorientierung des Handelns findet ihre ideologische Entsprechung in der von Max Weber untersuchten protestantischen Ethik, die nicht nur eine Ethik der Arbeit ist, sondern auf die gesamte Lebensführung zielt (s. a. «Zeit für Ungehorsam», S. 34).

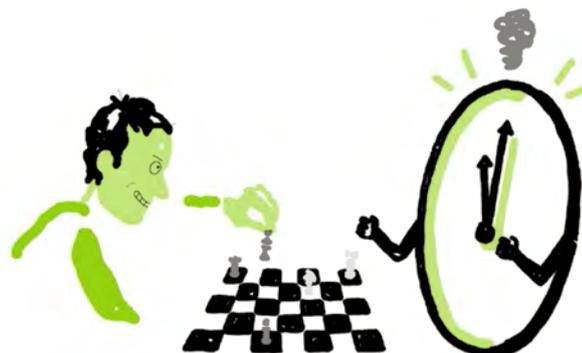
Wird etwa das Pflegen von Freundschaften als «Investition» verstanden, so legt dies nahe, früher oder später zu prüfen, ob sich diese Anlage auch gelohnt hat – und im Zweifel doch besser in eine aussichtsreichere zu «investieren». Damit tragen solche Metaphern jedoch dazu bei, das Denkmuster der Rationalisierung, welches jegliches

Handeln an seiner Wertschöpfung bemisst, zu reproduzieren. Zeit kommt dabei nur in ihrer Quantität in den Blick. Wie man diese verbringt, liegt im toten Winkel der Metapher. Zudem leistet sie der Denkweise Vorschub, dass bestimmte Handlungen nicht ausgeführt werden können, weil das Zeit«kontingent» diese von vornherein nicht zulasse. Der Ausspruch «keine Zeit» tarnt – auch für die Sprechenden selbst –, dass eine Entscheidung darüber getroffen wurde, welche Handlungen Vorrang haben und wichtig oder dringend genug erscheinen, um dafür etwas von seinem «Besitz» Zeit zu «nehmen».

Zeit als Behälter

Wenn wir davon sprechen, dass wir wieder «zu viel in den Tag hineingepackt» haben, oder uns fragen, wie wir mehr «in» der gleichen Zeit schaffen können, konzeptualisieren wir Zeit als Behälter, der mit Handlungen gefüllt wird. Die Zeit richtet sich in dieser Metapher nicht nach den Ereignissen, sondern wird, wie es Niklas Luhmann nennt, zum «Orientierungsprimat», an dem wir unsere Handlungen ausrichten. Damit reproduziert die Metapher die gesellschaftliche Zeitkonvention, nach der der Orientierung an Terminen und Fristen häufig eine größere Bedeutung zukommt als den Handlungsergebnissen selbst. Das Merkmal der Begrenztheit, das in der Behälter-Metapher auf Zeit übertragen wird, kann jedoch nicht nur als Zeitdruck erzeugende Enge ausgelegt werden: Indem wir Zeitabschnitte, in denen wir uns ganz auf eine Sache konzentrieren wollen, als Zeit«inseln» oder «höhlen» verstehen, können wir unser Denken in diesem Metaphernkonzept aber auch nutzen, um uns Rückzug und Fokussierung zu erlauben.

In Metaphern wie «die Zeit ist aber wieder mal gerast» oder «der Urlaub ist viel zu schnell verflogen», «in die Zukunft schauen» oder «nostalgisch zurückblicken» spiegelt sich die für westliche Kulturen typische lineare Zeitvorstellung: Wir stellen uns Zeit als Bewegung auf einer Linie vor, die von der Vergangenheit über die Gegenwart in eine offene Zukunft zeigt. Diese Metaphern betonen die Irreversibilität und Gerichtetheit der Zeit. Das Individuum scheint gegenüber ihrem unaufhaltsam erscheinenden Fluss ohnmächtig zu sein. Metaphern, die dagegen eine zyklische Zeitvorstellung implizieren und es ermöglichen würden, Zeit ähnlich dem Lauf der Jahreszeiten auch als etwas Wiederkehrendes zu begreifen, finden wir in



unserer Alltagssprache dagegen kaum. Man könnte Zeit aber etwa auch als «Bumerang» denken, wie es der als «Zeitguru» gehandelte Ratgeber-Autor Lothar Seiwert vorschlägt. Diese Metapher würde erhellen, dass wir immer wieder aufs Neue handeln und dabei auch wagen können, andere Richtungen einzuschlagen.

Zeit als Spiel?

Gerade weil Metaphern so in unsere Sprache eingelassen sind, dass wir sie gar nicht als solche erkennen, können sie uns in vorgeprägten Denk- und Handlungsmustern festhalten. Gleichzeitig haben sie aber auch das Potenzial, eine neue Sicht auf eine bekannte Erscheinung zu gewähren und auf diese Weise eine Umorientierung zu bewirken. So wäre es denkbar, den Umgang mit Zeit als «Spiel» zu begreifen. Ein solches Verständnis würde, wie die Studie «Zeitpraktiken» zeigt, unserer verinnerlichten Zeitdisziplin einen flexiblen, spielerischen Umgang mit Ereignissen entgegenhalten. Die Metapher des Spiels lädt zu einer ereignisorientierten Zeitpraxis ein, die die Unwägbarkeiten des Alltags, das Nicht-Planbare als Normalität auffasst. Indem sie jenseits der Kategorien «zu wenig» oder «zu viel», «zu schnell» oder «zu langsam» ein ganz auf den Moment fokussiertes Erleben und Handeln nahelegt, bietet sie eine alternative Zeitorientierung an. ■■■

Anne-Kathrin Hoklas ist Soziologin und Germanistin. Sie arbeitet als wissenschaftliche Mitarbeiterin im DFG-Projekt «Time has come today» an der Technischen Universität Dresden.

Literatur

Lakoff, George/Johnson, Mark (2014) [Engl. 1980]: *Leben in Metaphern. Konstruktion und Gebrauch von Sprachbildern*. 8. Auflage. Carl-Auer Verlag, Heidelberg.

→ www.carl-auer.de/programm/artikel/titel/leben-in-metaphern/

Zeit und Mensch

Professor Gerald Hüther über die Verdichtung des Alltags, die Suche nach dem Bedeutsamen im Leben und wie Politik Menschen dabei unterstützen könnte – es aber (noch) nicht tut.

«Wir sind eine umherirrende Generation!»

Interview: Elisabeth Schmidt

Böll.Thema: Herr Hüther, die Politik hat die «gehetzte Generation» für sich entdeckt. In der Tat haben viele Menschen das Gefühl, die Zeit «rennt ihnen davon», sie müssen sich Zeit «stehlen», sie «verlieren» Zeit ..., alles Begriffe der Anstrengung und Entbehrung, Begriffe des Mangels. Warum empfinden wir Zeit so?

Gerald Hüther: Wir erleben in unserer Gesellschaft eine zunehmende Verdichtung des Lebens. Wir haben aberwitzig viele Optionen, was wir alles tun können: Nehmen Sie die Schulabgänger/innen, die zwischen unzähligen Ausbildungswegen wählen können, nehmen Sie die Generation in der Mitte, in der viele arbeiten wollen, eine Familie gründen, Hobbys pflegen, sich fortbilden und so weiter. Nehmen Sie die Pensionisten: Früher waren sie «nur» Opa und Oma, heute sind sie Studierende, Weltreisende, haben ein Ehrenamt ... das war unvorstellbar noch vor kurzer Zeit ... Da eröffnen sich ganz neue Perspektiven und Lebensentwürfe.

Das ist doch eigentlich wunderbar?

Natürlich. Aber bei diesem Überangebot an Optionen wird es für viele Menschen auch immer schwieriger – vielleicht auch, weil die Prozesse sich so beschleunigen –, Wichtiges vom Unwichtigen zu unterscheiden. Also Bedeutsamkeiten zu erkennen, wie ich es nenne. Wir wollen alles oft sogar gleichzeitig machen, weil wir begrifflicher Weise das Gefühl haben, sonst etwas zu verpassen. Wenn etwas für mich wirklich vorrangig und zentral, also bedeutsam ist, dann kümmere ich mich auch darum.

Das heißt, eigentlich haben wir genug Zeit?

Wenn ich gerade Vater geworden bin und es wichtig finde, dass ich mit meinem Kind eine gewisse Zeit verbringe, dann nehme ich mir dafür auch die Zeit. Nur: Ich muss eben herausbekommen und mich dafür entscheiden, dass es so wichtig ist für mich, wichtiger als alles andere. Ich spitze es zu: Wir haben in Wirklichkeit keine «gehetzte»



Generation. Wir haben eine in Orientierungslosigkeit «herumirrende» Generation. Wir irren herum, glauben alles Mögliche machen zu müssen, wollen überall dabei sein. Deshalb haben wir keine Zeit.

Menschen, die mehrere Jobs brauchen, um ihren Lebensunterhalt zu verdienen, würden das als zynisch beschreiben.

Es ist ja völlig klar, dass für Menschen, die um die existenziellen Grundlagen kämpfen, eben die primär bedeutsam sind. Aber – und ich bin mir dessen bewusst, dass ich jetzt etwas sehr Gewagtes sage: Ich würde mir das im Einzelfall sehr gerne anschauen, warum da jemand drei Jobs hat. Vielleicht ist doch in dem einen oder anderen Fall der Wunsch vor-

rangig, einen Lebensstandard und bestimmte Dinge haben zu wollen, die andere ihm als bedeutsam vorgaukeln.

Und was würden Sie ihnen raten?

Was ich allen Menschen raten würde: Vielleicht könnte es helfen zu schauen, ob es möglicherweise einen anderen Ort – zum Beispiel auf dem Land – oder eine andere Gemeinschaft – zum Beispiel einen guten Freundeskreis – gibt, wo sie ihr Leben mit anderen zusammen besser und selbstbestimmter gestalten könnten.

Zu erkennen, was bedeutsam ist: Wie kann das gelingen?

Wir erkennen Bedeutsamkeiten jedenfalls nicht durch kognitive Überlegungen und erst recht nicht anhand der Bewertungen und Behauptungen anderer. Also, wenn jemand sagt: «Das und das ist wichtig, das musst du tun», wird das noch längst nicht bedeutsam für einen Menschen. Das wird überall, in Unternehmen in der Führungskultur, in der Politik im Gespräch mit den Bürginnen und Bürgern, oft vergessen. Bedeutsamkeiten ergeben sich aus dem konkreten Erleben, anders ausgedrückt: als Summe oder als Integral über die bisher im Leben gewonnenen Erfahrungen. Und an diese Erfahrungen ist immer ein Gefühl gekoppelt, und das ist entscheidend für unsere eigenen Bewertungen.

Heißt das, wir wissen bereits, was bedeutsam für uns ist und erkennen es wieder, wenn wir es erleben?

Genau. Die meisten Menschen erfahren am Anfang ihres Lebens zwei Dinge: auf der einen Seite die Verbundenheit mit anderen Menschen, also Vater, Mutter, Familie. Auf der anderen Seite die von Wachstum, Kompetenzzuwachs, zunehmender Autonomie und am Ende: Freiheit. Wir lernen, dass beides möglich ist: in der Verbundenheit Freiheit zu erleben. Im Moment ist es in unserer Gesellschaft allerdings extrem schwer, diese beiden Grundbedürfnisse zu stillen: also zum Beispiel die Verbundenheit mit der Familie zu erleben und sich gleichzeitig persönlich, im Beruf oder etwas anderem weiterzuentwickeln.

Zeitpolitik will Menschen ja gerade dabei unterstützen, ihre Zeit wieder mehr nach ihren Bedürfnissen oder Bedeutsamkeiten, wie Sie sagen, zu gestalten. Kommt sie also gerade zu rechten Zeit?

Wir müssen abwarten, was genau die Inhalte dieser «Zeitpolitik» sein werden. Lassen Sie mich lieber grundsätzlich fragen, was Politik bewirken kann. Gemeinschaften sind nicht gezielt von außen steuerbar. Sie sind sich selbst organisierende Systeme, die sich nur verändern, wenn ihre Mitglieder eine Relevanz erkennen, also sehen, dass etwas für sie wichtig, bedeutsam sein könnte. Und diese Relevanz kann nicht verordnet werden, sei sie moralisch oder sonstwie noch so gerechtfertigt. Sie kann nur durch konkretes Erleben erfahrbar gemacht werden. Das haben viele Politiker und Politikerinnen in unserem Land noch nicht verstanden, deswegen ist meine Hoffnung, ehrlich gesagt, nicht sehr groß, dass sich jetzt auch bei der Zeitpolitik viel bewegen wird.

Woran erkennen Sie, dass die Politik das nicht verstanden hat?

Hören Sie nur mal zu, auf welche Weise viele Politikerinnen und Politiker mit ihren Bürgerinnen und Bürgern sprechen. Sie verkünden politische Positionen, sie mahnen, sie belehren, reden von notwendigen Veränderungen und Maßnahmen. Sie agieren in einem hierarchischen System, top down, von oben herab und sehr exklusiv. Und wundern sich dann, dass sich nichts bewegt, dass niemand ihre Positionen teilen will. Das ist leider auch der politischen Führung der Grünen passiert.

Haben Sie ein Beispiel dafür?

Der Veggie Day – ein grandioses Beispiel für eine völlige Verirrung dessen, was Politik machen kann. Man hat eine politische Absicht, die gut sein mag, aber man zwingt sie den Menschen auf, verordnet sie, macht die Bürgerinnen und Bürger zu Objekten. Wenn Menschen fleischloses Essen bedeutsam fänden, dann würden sie von ganz allein auf die Idee kommen, ihre Ernährung umzustellen. Und jetzt, bei der so genannten Zeitpolitik, gewinnt man den Eindruck, Bündnis 90/Die Grünen wüssten bereits, wie die Menschen ihre Zeit sinnvoll oder besser verbringen oder sogar, dass sie Zeit verordnen wollen – das könnte ebenfalls nach hinten losgehen.

Was ist die Alternative? Wie können Politikerinnen und Politiker Relevanz herstellen?

Indem sie einen Raum eröffnen, der es den Menschen erlaubt, selbst auszuprobieren und herauszufinden, was ihnen wirklich am Her-

zen liegt. Es gibt ja genügend und sehr bemerkenswerte Beispiele, die deutlich machen, wie Menschen ihre eigene Gestaltungskraft zurückgewinnen. Solche Leuchttürme müssten Politiker/innen finden und so in den Mittelpunkt der Öffentlichkeit stellen, dass sie eine hohe Attraktivität für alle anderen bekommen. Welchen Vorteil hat es für eine Gemeinschaft, für Einzelne, wenn sich auch Väter um ihre Kinder kümmern? Was verändert sich für mich, für andere, wenn ich fleischlos esse? Relevanz schaffen heißt: von Subjekt zu Subjekt sprechen, ermutigen, einladen, Beispiele geben. Also das Gegenteil dessen, was bei uns in der Politik passiert.

Aber es kann doch nicht allein Aufgabe der Politik sein, solche Leuchttürme aufzustellen?

Nein, aber sie könnten sie suchen und ins Licht der öffentlichen Aufmerksamkeit rücken. Ich bin davon überzeugt, dass Aktionen wie die einiger bekannter Köche jüngst über Facebook «Eine Woche fleischlos kochen» das Thema in kürzester Zeit sehr bedeutsam für sehr viele Menschen gemacht haben, mehr als es Politik könnte oder

getan hat. Die Leute haben Rezepte ausgetauscht, darüber gesprochen, wie es geschmeckt hat, wie es sich auf das Wohlbefinden ausgewirkt hat und so weiter. Und auf einmal gab es viele, die das nachmachen, die mitmachen wollten. So entsteht Relevanz, Bedeutsamkeit. Wenn das auch Politiker schaffen würden, dann wäre ihre Arbeit auf einmal auch viel leichter.

Wo ist das Ihrer Ansicht schon mal gelungen?

Wenn Sie heute in Schweden über die Straße gehen, kriegen Sie die Augen kaum zu vor Erstaunen, wie viele junge Männer dort augenscheinlich sehr glücklich Kinderwagen vor sich herschieben. Dort hat es sich bei den Unternehmen längst herumgesprochen, dass diejenigen Männer, die in den Erziehungsurlaub gegangen sind, als wesentlich wertvollere Mitarbeiter zurückkommen. Und jeder, der sich entschließt, sein Kind zu betreuen und das Unternehmen für

eine gewisse Zeit zu verlassen, bekommt von seinem Arbeitgeber sogar ein Gratifikationsfest ausgerichtet. Nicht weil die Politik das so beschlossen hat, sondern weil Unternehmer die Erfahrung gemacht haben, dass ihre Mitarbeiter und sie selbst davon profitieren.

Können Sie sich so etwas bei uns auch vorstellen?

Bisher sicher nicht. Denn bei uns wird die positive Erfahrung, die Väter bei der Erziehung ihrer Kinder machen, nicht propagiert. Bei uns ist es bedeutsam, dass ein Unternehmen reibungslos weiterläuft, ohne lästige Zwischenfälle. Solange wir so denken, solange wir – ob nun die Politik oder wir alle – nicht ernsthaft danach suchen, wie Menschen andere, für sie und ihr Zusammenleben günstigere Erfahrungen machen können, solange so viele Menschen das Gefühl haben, als Objekte behandelt zu werden, wird sich bei uns nichts ändern. So lange werden die Menschen weiter umherirren und weiter keine Zeit haben. ■■■

«Leuchttürme finden und sie anstrahlen – das ist die Aufgabe der Politik!»

Gerald Hüther ist Sachbuchautor und Professor für Neurobiologie an der Universität Göttingen → www.gerald-huether.de. Er befasst sich im Rahmen verschiedener Initiativen und Projekte mit neurobiologischer Präventionsforschung (z. B. maennerfuermorgen.org, Kulturwandel.org, Schule-im-Aufbruch.de).

Elisabeth Schmidt ist verantwortliche Redakteurin von *Böll.Thema* und arbeitet als Trainerin und Dozentin im Medienbereich.

Zeit und Mensch

Womit verbringen Menschen ihre Zeit, und wie hat sich das in den vergangenen Jahren verändert? Die aktuelle Studie im Auftrag der Heinrich-Böll-Stiftung zeigt, wie sich die Zeitverwendung – differenziert nach Geschlecht, Alter und Haushaltstyp – in bestimmten Bereichen in den vergangenen 30 Jahren verändert hat.

Womit Deutsche ihre Zeit verbringen

Von **Dorothee Schulte-Basta**

Bezahlte Arbeit nimmt der Studie zufolge in den Lebensverläufen einen zunehmend höheren Stellenwert ein, sowohl bei Männern als auch bei Frauen. Die Erwerbsarbeit von Frauen hat in den vergangenen zehn Jahren um durchschnittlich 25 Minuten pro Tag zugenommen. Überproportional häufig bei Frauen ohne Kinder, aber auch bei Müttern in Paarbeziehungen stieg sie deutlich an. Nach wie vor allerdings arbeiten Väter mehr als doppelt so lange pro Tag wie Mütter. Auf der anderen Seite wenden Mütter in Paarbeziehungen mittlerweile deutlich weniger Zeit für die tägliche Hausarbeit auf, während Väter in diesem Bereich etwas zulegen und gleichzeitig täglich moderat mehr Zeit für die Betreuung ihrer Kinder investieren. Es gelingt Männern und Frauen also zunehmend besser, Sorgetätigkeiten und Hausarbeit partnerschaftlicher aufzuteilen.

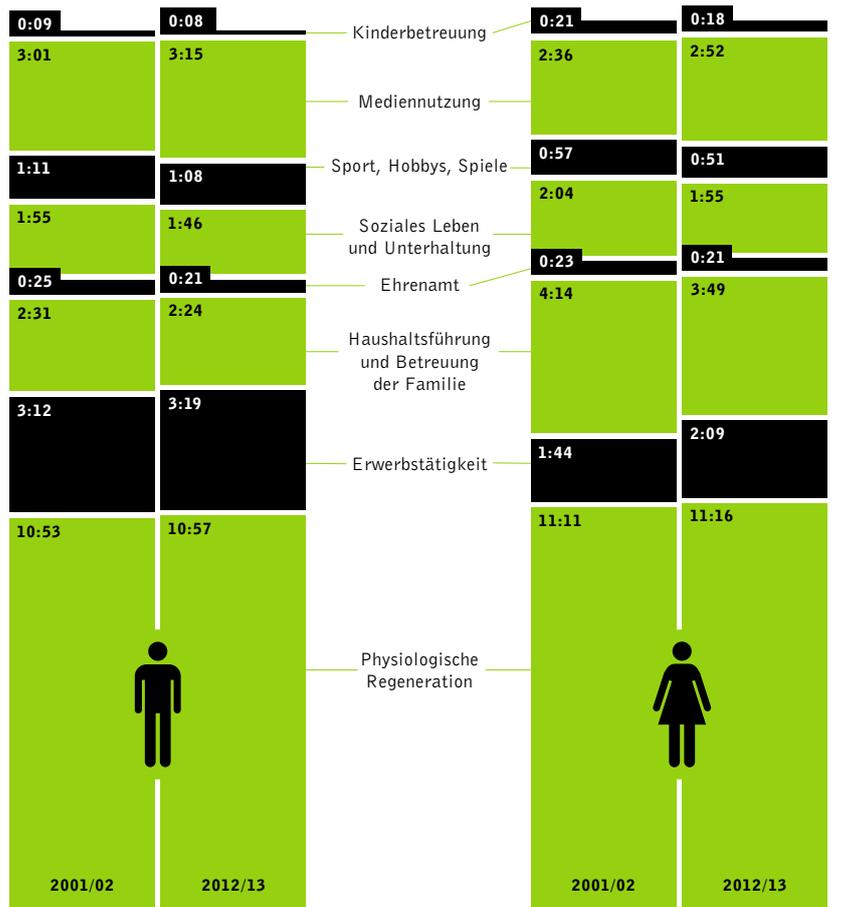
Abstriche in der Freizeit, beim Sport, beim Lesen, in den sozialen Beziehungen

Die stärkere Beteiligung beider Eltern an der Erwerbsarbeit geht nicht zu Lasten der Zeit, die sie mit ihrem Nachwuchs verbringen: Diese hat in den vergangenen Jahren stetig zugenommen. Einbußen sind jedoch in der Freizeitgestaltung und Regeneration von Menschen mit Kindern festzustellen. Paare mit Kindern haben teils deutliche Abstriche bei ihrer persönlichen Regeneration, beim Sport, Lesen und in ihren sozialen Beziehungen zu verzeichnen. Auch für bürgerschaftliches Engagement bleibt zunehmend weniger Zeit.

Dorothee Schulte-Basta ist Referentin für Sozialpolitik und demografischen Wandel der Heinrich-Böll-Stiftung.

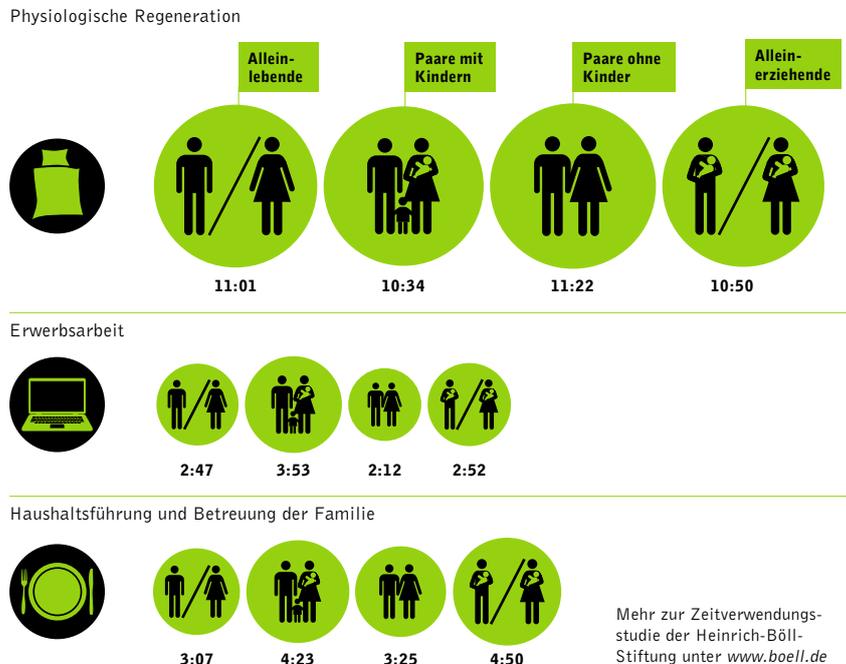
Zeitbudgets (Zeit in Stunden/Minuten)

Quelle: FDZ der statistischen Ämter des Bundes und der Länder, Zeitbudgeterhebung 1991/1992, 2001/2002 und 2012/13, eigene Berechnungen nach Meier-Gräwe, Klünder 2015
Alle Zahlen beziehen sich auf alle befragten Personen ab 10 Jahren.



Zeitbudgets nach Haushaltstyp 2012/13

Die Kreisgrößen stellen die jeweils aufgebrauchte Zeit in Stunden/Minuten pro Tag dar. Sie sind in allen Rubriken proportional zueinander.



Mehr zur Zeitverwendungsstudie der Heinrich-Böll-Stiftung unter www.boell.de

Wir tun es immer und überall, und fast immer tun wir's sehr ungeduldig. Im Halbschlaf warten wir auf das Läuten des Weckers, auf dem Weg zur Arbeit auf Bus, Bahn oder im Verkehrsstau. Wir warten im Supermarkt vor der Kasse, warten vor dem Fernseher auf den Beginn der Lieblingssendung, warten zweimal wöchentlich auf den Sechser im Lotto und immer mal wieder auf die im Wahlkampf versprochene Steuersenkung. Mal wartet man einsam, mal gemeinsam, häufig gestresst und selten entspannt; wartet an Bahnhöfen, auf Parkplätzen, im Café, an Flughäfen, bei Ärzten, vor Klotüren, an windigen, und wenn man Glück hat auch mal an sonnigen Orten. Der Tag beginnt mit Warten, und er endet mit dem Warten auf den folgenden. Kurz gesagt: «Das Leben ist ein Wartesaal» (Joseph Roth).

Sechs Monate seines Lebens, so sagen es uns die «Experten» mit den Hornbrillen und dem schütterten Haar, wartet der Durchschnittsamerikaner vor roten Ampeln, fünf Jahre verbringt er beim Schlangestehen, und 68 Stunden wartet er jährlich am Telefon. Der Mensch ist ein «Wartender». Er wartet, wartet und wartet sein Leben lang – und wahrscheinlich tut er es nur, weil er den Eindruck hat, dass die Zeit beim Warten langsamer vergeht.

Und trotzdem, obgleich wir es so häufig tun, wir lieben das Warten nicht und tun es deshalb hektisch, ungeduldig und ruhelos: «Wart' mal schnell!» Fünf erwartete Minuten lassen sich noch ertragen, zehn nur noch bei laufendem Motor. Dauert das Warten länger, ist mit unkontrollierten Aggressionsausbrüchen zu rechnen. Warten zählt zu den lästigen Zeiterfahrungen. Weil das so ist, warten wir oft nicht einmal mehr auf den von der Natur vorgesehenen Tag der Geburt eines Kindes, sondern legen den Termin dafür gemeinsam mit Arzt und Hebamme fest. Wir warten nicht mehr auf den Postboten und auch nicht mehr auf einen Brief, sondern erwarten, unverzüglich «angemilt» zu werden. Wir warten nicht mehr auf die Entwicklung unserer Urlaubsfotos, sehen sie uns Sekunden nach dem Klick bereits an. Wir warten nicht mehr auf das Abklingen einer Erkältung, nicht mehr auf das Christkind und schon lange nicht mehr auf den Osterhasen. Wir wollen alles, immer, überall, und zwar sofort!

Warten hat einen schlechten Ruf. Es sei «vertane» Zeit. Zum Warten wird man »ver-

Wir wollen alles, immer, überall, und zwar sofort: Warten hat einen schlechten Ruf. Es ist so etwas wie ein Defekt, ist Sand im Getriebe, ein Fehler im System. Dabei kann die Leere der Zeit, die wir «Warten» nennen, zu Phantasien, zu Gedankenspielen und zu Tagträumen anregen.

Von der Last und Lust des Wartens

Von **Karlheinz Geißler**

dammt», «verurteilt» und oftmals auch «gezwungen». Warten ist so etwas wie ein Defekt, ist Sand im Getriebe, ein Fehler im System. Wartezeiten sind die Folge schlechter Organisation, mangelhaft durchdachter Planung und unausgereifter Technik. Warten ist «Zeitdiebstahl», «geraubte» Zeit, eine Art «Krankheit der Zeit», kurzum: Warten, das ist eine Zumutung.

Warten kann ganz unterschiedlich erlebt werden – es wird gehasst und genossen

Es ist nicht allzu verwegen, in der Moderne diejenige Epoche zu erkennen, die sich zum Ziel gesetzt hat, das Warten abzuschaffen. Dass sie erfolgreich war, kann man nun beim besten Willen nicht behaupten. Heute, am Beginn des 21. Jahrhunderts, müssen wir rundum modernisierten Zeitgenossen eingestehen, dass der aufwändig geführte Kampf gegen das Warten gescheitert ist. Angekommen sind wir in einer Welt, in der das Warten, dessen Abschaffung uns Jahr für Jahr lauter versprochen wurde, zur Alltagsnormalität gehört. Es ist paradox – durch die Vordertür vertrieben, kehrt die Wartezeit durch die Hintertür zurück. Warum die nicht enden wollende Mobilmachung gegen das Warten? Warum aber auch das Scheitern seiner Abschaffung? Warum dieser anhaltend erfolglose Kampf?

Die kurze Antwort: Weil Warten ambivalent ist, weil es ganz unterschiedlich erlebt wird. Es wird gehasst und genossen. Länger die Antwort, wenn man etwas genauer hinschaut. Dann nämlich entdeckt man, dass es

nicht nur ein einziges Warten, sondern ganz unterschiedliche Formen und Qualitäten des Wartens gibt. Beginnen wir mit dem ärgerlichsten Warten.

Das Wartenlassen ist eine Praxis der Mächtigen und Möchtegernmächtigen

Das Wartenlassen zählt zu den verbreitetsten Selbstaufblähungsritualen der Mächtigen und noch mehr derer, die sich dafür halten. Es hat seine bevorzugten Orte. Das sind die Flure, die Gänge und Korridore, und das sind unzählige Vor-, Empfangs- und Wartezimmer. Dort trifft man, mal stehend, mal sitzend, aber fast immer mit geneigtem Kopf und hängenden Schultern, diejenigen an, über deren Zeit verfügt wird, die Opfer der Demonstration und der Manifestation sozialer Unterschiede. Wartenlassen ist eine soziale Praxis, der sich Mächtige und Möchtegernmächtige bedienen, um ihre Vorrangstellung zu zeigen und zu zelebrieren. Konkret sieht das dann so aus: Privatpatienten kommen schneller dran, Kassenpatienten müssen mit längeren Wartezeiten rechnen. Den Pförtner kann man unverzüglich sprechen, den Herrn Direktor erst in drei Wochen. Nicht immer frei von sadistischen Attitüden und überzogenem Geltungsdrang genießen die Herren (es sind meist Herren) hinter den Doppeltüren die Ohnmachtserfahrungen derer, die vor der Tür auf ihre Direktiven warten. Kein Wunder, dass sich Wartende in solchen Situationen unwohl, abgewertet und entwürdigt fühlen. Ihr Warten ähnelt dem



Zeit und Mensch

«eines Gefangenen auf die Gelegenheit zum Ausbruch» (Musil).

Den Zeit-ist-Geld-Anhängern gilt Warten als «verlorene» Zeit

Weniger entwürdigend, aber auch unerwünscht und frustrierend wird dort gewartet, wo die Verwertungslogik der knappen Zeit das Geschehen bestimmt, wo Zeit immer «genutzt», «gewonnen» und «gespart» werden muss. Im Umfeld der Zeit-ist-Geld-Diktate ist Warten, das nicht zum Geldverdienen oder Geldausgeben genutzt wird, mit dem Makel behaftet, «verlorene», oder «gestohlene» Zeit zu sein. In der Welt der Zeit-ist-Geld-Imperative spielt es keine Rolle, welche Qualitäten Warten hat. Den Zeit-ist-Geld-Anhängern gilt das Warten auf ein öffentliches Verkehrsmittel ebenso als «verlorene» Zeit wie das Warten auf die ersehnte Ankunft einer geliebten Person, das Warten im Verkehrsstau ist gleich unnütz für sie wie das Warten auf die Lottozahlen oder auf den Sonnenuntergang am Meeresstrand. Die qualitätslose Rechenmarke «Geld» raubt dem Warten jeden besonderen Charakter und jeglichen Eigensinn. Wo die Zeit zur Dienstmagd Mammons wurde, spielen die mit dem Warten verbundenen Gefühle und Stimmungen keine Rolle. Es wird dort weder freudig noch voller Hoffnung er- und gewartet, nicht zuversichtlich und nicht zukunfts-froh. Nur so kann der fatale Eindruck entstehen, man müsse etwas gegen das Warten unternehmen. Man unternimmt auch etwas, aber niemals so viel, dass das Warten abgeschafft würde. Warten ist nämlich nicht nur eine Last, sondern auch eine Lust.



Das Warten «stiehlt» uns nicht nur keine Zeit, es «schenkt» sie uns.

Dass das Warten auch zu den schönen Töchtern der Zeit gehört, erschließt sich bei einem Blick in das anregende Wörterbuch der Brüder Grimm. Sieht man dort beim

Stichwort «Warten» nach, findet man nicht den geringsten Hinweis darauf, dass «Warten» etwas Unangenehmes, etwas Unnütziges oder gar etwas Entwürdigendes an sich haben könnte. Man entdeckt dort auch keine Andeutung, die dem Warten eine Nähe zur «Belästigung» oder gar zur «Nötigung» attestiert. Selbst von einer «verlorenen», einer «unnützen» Zeit steht dort nichts. Im Gegenteil, das Warten ist für die Grimms eine positiv besetzte, eine attraktive, menschen- und lebensfreundliche Zeitqualität. Warten, liest man dort, bedeutet: Wohin schauen, Ausschau halten, aufpassen, seine Aufmerksamkeit auf etwas richten, versorgen, pflegen, einem dienen, harren usw.

Wartezeiten sind Zeiten der Erwartung, des Hoffens und Wünschens, kurzum: Sie sind ein Geschenk der Zeit. Der Kampf gegen das Warten, heute zum Fortschrittsprogramm erklärt, wäre für die Brüder Grimm absurd, er gliche einem Kampf gegen das Lebendige im Leben und gegen die bunte Vielfalt des Zeitlichen.

Zu den Merkwürdigkeiten des begriffsgeschichtlichen Bedeutungswandels gehört es, dass wir einen der zentralen Bedeutungshöfe des Grimm'schen «Wartens» heute nur mehr dort kennen, wo es um die Pflege – die «Wartung» – unserer Autos und Maschinen geht.

Das Warten «stiehlt» uns nicht nur keine Zeit, es «schenkt» sie uns. Der eindrücklichste Beleg für das Glück des Wartens ist Walter Benjamins Erfahrung, dass die Frauen schöner und schöner wurden, je länger er am Bahnsteig auf sie warten musste. Die Wartenden werden, vorausgesetzt, sie kämpfen nicht gegen das Warten an, vom Leben belohnt. Die Leere der Zeit, die wir «Warten» nennen, regt zu Phantasien, zu Gedankenspielen und zu Tagträumen an. Robert Walser erzählt davon nicht ohne Stolz: «Ich habe es gelernt, zu träumen während ich warte.» Und eine 25-jährige Jobberin an der Theatergarderobe schildert einer Journalistin ihr kleines Zeitenglück des Wartens: «Ich mag die Zeit des Wartens. Man ist so frei und kann nebenbei noch so viel anderes Zeug erledigen. Ich muss sagen, dass ich nie einen angenehmeren Job hatte.» Warten und Wartenkönnen bereichern das Leben, machen die Zeit und das Leben bunter, vielfältiger und friedlicher, mit einem starken Wort: menschlicher. Warum also der Frust über einen Verkehrsstau, was soll all die Empörung über die Zuspätkommenden und was die gereizt-hektische Suche nach einem unauffälligen Trick, sich in der War-

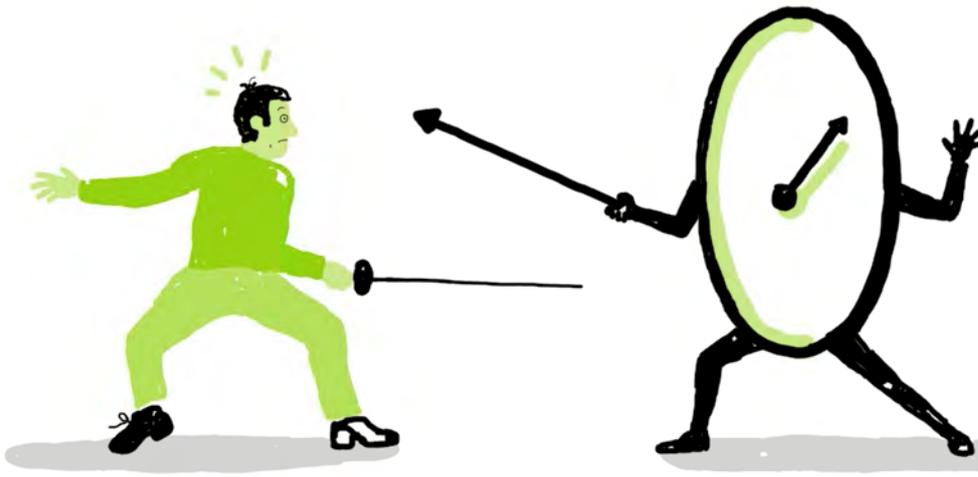
teschlange nach vorne zu mogeln, um nur kurze Zeit später in der nächsten Warteschlange zu landen?

Selbst dort, wo es ums Zeitnutzen geht, sind Wartezeiten beileibe nicht immer «verlorene», sondern produktive und zuweilen auch profitable Zeiten. Man muss nur den am Flussufer vor sich hindösenden Angler, den wir uns als glücklichen Menschen vorstellen können, fragen. Seine Devise: «Bereit sein ist viel, warten können ist mehr.» (Schnitzler)

Aber auch Bauern und Bäuerinnen, Gärtner und Gärtnerinnen können ein schönes Lied vom Warten singen. Sie wissen, dass sie die «Kunst des Wartens» beherrschen müssen, um die schönsten Äpfel, die dicksten Kartoffeln und den besten Wein zu bekommen. Die Natur kann warten, und die, die mit ihr zu tun haben, sind gut beraten, es ihr nachzutun. «Gut Ding will Weile haben,» das trifft aber nicht nur auf wohlschmeckende Äpfel und guten Wein zu, ohne Warten geht auch in der Erziehung und Bildung nichts voran. Bildung, so Adorno, heißt «Wartenkönnen». Man kann Bildung nicht machen, man kann sie nur zulassen, muss auf sie warten. Und das heißt in der Erziehung und der Bildung immer auch aktives Tun, Aufmerksamkeit und Präsenz. Es darf nicht mit Untätigkeit und erst recht nicht mit Gleichgültigkeit verwechselt werden. Thomas Mann beschreibt das in seinem «Felix Krull»: «Bildung wird nicht in stumpfer Fron oder Plackerei gewonnen, sondern ist ein Geschenk der Freiheit und des äußeren Müßigganges; man erringt sie nicht, man atmet sie ein.»

Gebildete wissen: Wer sich auskennt, wer Bescheid weiß, kann warten. Warten auf das, was kommt, und warten auf Fragen und Antworten, die das Warten und das Abwarten zur Voraussetzung haben. Auf die Zukunft müssen wir alle warten, ohne Warten kommt sie nicht. Warten ist also nicht die Hölle. Die Hölle ist vielmehr ein Leben, das kein Warten kennt. Dann nämlich würde niemand mehr auf uns warten. «Alles nimmt ein gutes Ende für den, der warten kann.» (Tolstoi) ■■■

Karlheinz Geißler schreibt, lehrt und lebt in München (→ www.timesandmore.com). Er hat mehrere Bücher zum Thema Zeit veröffentlicht, das neueste: Geißler Karlheinz/ Geißler Jonas: «Time is Honey. Vom klugen Umgang mit Zeit», Oekom Verlag, München 2015.



Wir haben eine 36-Stunden-Woche. Wir haben Spülmaschinen, Waschmaschinen, Staubsauger, Putzfrauen, 30 Tage Jahresurlaub und trotzdem das Gefühl, die Last der Welt auf unseren Schultern zu tragen.

Das viele, viele Andere

Von **Kathrin Spoerr**

Neulich kam meine Kollegin mal wieder zu spät zur Frühkonferenz, morgens schon völlig fertig. An den Füßen trug sie zwei verschiedene Socken, die eine blau, die andere schwarz. Als sie es merkte, sagte sie, was sie immer sagt, wenn etwas schief läuft: Der Stress. Wir verstanden sie.

Die Kollegin hat einen Job, einen Mann, ein Reihenhaus und zwei Kinder. Ihr Stress ist grenzenlos. Genauso wie unser Stress. Wir fühlen uns getrieben von Pflichten, die so zahlreich sind, dass wir sie nicht aufzählen können. Wir sehnen uns nach Pausen, die wir nicht kriegen, nicht mal im Urlaub. Wer aus dem Urlaub zurückkommt und davon erzählt, wie anstrengend es war, bekommt beifälliges Nicken.

Ich nicke dann immer mit, weil ich selbst auch gestresst aus dem Urlaub zurückkehre. Aber wenn ich ehrlich bin, verstehe ich uns nicht.

Meine Großmutter zum Beispiel hatte vier Kinder und einen großen Bauernhof. Sie war nie im Urlaub, weil Tiere immer versorgt werden müssen, auch Weihnachten und Ostern. Sie stand um 4.00 Uhr auf, ging in den Stall, um zu melken, ging ins Haus, um Frühstück zu machen, ging dann in den Garten, um Gemüse anzubauen, ging dann ins Haus, um für 20 Leute Mittag zu kochen, ging dann aufs Feld, dann in die Küche, dann wieder in den Garten und so weiter, bis sie abends um 10 Schlafen ging. Sie hatte also einen 18-Stunden-Tag, eine Siebentagewo-

che und Null Tage gesetzlichen Urlaubsanspruch. Sie war nie gestresst.

Meine Kolleginnen haben zwei, drei, ein und kein Kind. Wir haben eine 36-Stunden-Woche. Wir haben Spülmaschinen, Waschmaschinen, Staubsauger, Putzfrauen, 30 Tage Jahresurlaub und trotzdem das Gefühl, die Last der Welt auf unseren Schultern zu tragen.

Wir klagen gern darüber, dass die Arbeit nach der Arbeit weitergeht, weil die Emails auch nach Feierabend ankommen und weil wir das Nachdenken über die Arbeit nicht abstellen können, und das stimmt alles auch. Trotzdem haben unsere Großeltern und Eltern sicher mehr Zeit mit Arbeiten verbracht. Das kann es also nicht sein.

Es ist das Andere. Das viele Andere, das sich in den letzten Jahren exponentiell vermehrt hat, das uns keine Pause gönnt oder besser gesagt: das unsere Pause ist. Das viele, viele, viele Andere.

Meine Großmutter kaufte einmal im Jahr ein. Ich weiß nicht, was sie kaufte, sie erzählte immer von Kinderschuhen, als wären Schuhe das einzige, was sie nicht selbst machen konnte, aber es werden wohl ein paar Sachen mehr gewesen sein. Einmal im Jahr kam eine Schneiderin und nähte jedem Kind zwei Kleider. Brot backte meine Großmutter selbst, Kartoffeln und Gemüse gab es im Garten. Die Hühner sorgten für Eier und in den Ställen stand Fleisch herum.

Meine Großmutter hatte, außer arbeiten, kaum etwas zu tun. Sie musste nicht shoppen, nicht ausgehen, keinen Urlaub buchen. Sie musste keine Emails beantworten, keine Facebookfreundschaften pflegen, keine Küchenshow abziehen. Sie musste nicht auf dem Laufenden bleiben. Weder bei der Mode, noch bei den Trends, noch bei den neuesten Serien. Sie musste ihre Kinder nicht zu Hobbys chauffieren, die sich alle paar Monate ändern, sie musste sich überhaupt kaum um ihre Kinder kümmern, weil die, außer wenn sie in der Schule waren, mit sich selbst beschäftigt waren.

Das Leben war damals sicher viel härter als unser Leben. Und trotzdem auch leichter. Es war übersichtlich.

Der Tag war unterteilt in Arbeit und in Pausen. Während der Pausen wurde geschlafen oder gegessen. Während der Arbeit wurde gearbeitet.

Bei uns ist es anders. Der Tag ist unterteilt in Arbeit und in Freizeit, >

und es ist statistisch leicht nachweisbar, dass der Freizeitanteil immer mehr zunimmt.

Freizeit ist allerdings nicht das gleiche wie Pause. Es ist das krasse Gegenteil davon. Die Freizeit macht uns fertig.

Freizeit ist eine Illusion von freier Zeit. Sie ist ein Ozean der Möglichkeiten, aus dem wir genau das fischen wollen, was das Beste für uns ist. Während die Waschmaschine ununterbrochen und in allen Temperaturabstufungen die Kleidung der letzten Onlineshoppings und die Spülmaschine das Geschirr wäscht, die Putzfrau die Reste der Einladung von gestern beseitigt und die Wohnung für die Einladung von heute herichtet, sind wir mit den Kindern unterwegs zum Klavierunterricht, schauen auf dem Rückweg bei Ikea und zu Hause bei HM.com vorbei, weil wir Kleider, Möbel und eigentlich alles im Rhythmus der Mode konsumieren. Wir haben die Schränke voll, aber nichts anzuziehen, wir haben überhaupt wahnsinnig viele Schränke und Regale und Bücher und Kochtöpfe und Küchenmaschinen und Kram, sinnlosen Kram, den wir in Schränke und Regale packen und dort vergessen, weil kein Mensch mit so viel Schränken und Regalen den Überblick behalten kann. Und zwischendurch: Nie die Mails vergessen.

Ich verbringe jedes Jahr Wochen damit, unsere Familienurlaube zu buchen. Es gibt wahnsinnig viele Länder, Kontinente, Hotels, Preisklassen, Onlineportale, und mir geht es natürlich nicht um irgendeinen Urlaub, sondern um den perfekt passenden, mindestens drei Mal im Jahr.

Meine Großmutter war einmal in Tirol – bevor sie meinen Großvater und dessen Hof heiratete. Sie schwärmte bis zu ihrem Tod davon. Sie hatte die Möbel, die sie als Aussteuer bekam, bis zuletzt. Sie trug mir 40 die gleichen Sachen wie mit 70. Sie hatte kein Smartphone, keinen Computer, kein Amazon. Ihre Kinder spielten weder Hockey noch Tennis noch Fußball. Sie hatte Arbeit. Sie hatte Pausen. Sie hatte nichts von dem, was mein Leben ist.

Manchmal sehne ich mich nach der Art, wie lebte. Aber nie lange, weil mein Handy mich von solchen dummen Sehnsüchten ablenkt. Neue Email, Betreff: Wichtig. Ich muss wissen, um was es geht, sofort. Nein, falsch. Ich muss nicht. Ich will.

Kathrin Spoerr ist Redakteurin bei der "Welt" und schrieb mehrere Bücher, zuletzt als Co-Autorin den Roman "Nach Feierabend" (Dumont Verlag, 2015)

Zu jedem Zeitpunkt richtig entscheiden, den nächsten Schritt schon gedacht, geplant und wenn möglich sogar schon getan zu haben: Die Zukunft ist immer schon da. Für Umwege – und damit fürs Lernen – bleibt keine Zeit.

Generation Null Fehler

Von **Sabine Schmidt-Lauff** und **Fanny Hösel**

Sabine Schmidt-Lauff ist Professorin für Erwachsenenbildung/Weiterbildung an der TU Chemnitz, derzeit Geschäftsführende Direktorin des Instituts für Pädagogik (IfP). In den Jahren 2010 bis 2014 war sie Vorsitzende und Sprecherin der Sektion Erwachsenenbildung der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft.

Fanny Hösel ist wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Professur Erwachsenenbildung/Weiterbildung der TU Chemnitz, ihre Forschungs- und Arbeitsschwerpunkte sind Biographieforschung, Lernen und Entscheiden im Lebenslauf.

Die heutige Gesellschaft zeichnet sich durch eine beispiellose Dynamik aus. Sie hat eine Unruhe erfasst, die kaum noch Freiräume für kreatives Denken, Umwege oder Versuche (und Irrtümer) zulässt.

Wir fühlen uns getrieben zu handeln, zu jedem Zeitpunkt richtig zu entscheiden, auf den nächsten Schritt gut vorbereitet zu sein, ihn schon gedacht, geplant und wenn möglich sogar schon getan zu haben. Die Zukunft ist eigentlich immer schon da. Zugleich wächst das Bewusstsein in der Gesellschaft und bei jedem Einzelnen dafür, mit dem schnellen Wandel und seinen Risiken, Nebenwirkungen, Konflikten und Unsicherheiten kompetent und verantwortlich umgehen zu müssen. Das «Lebenslange Lernen», also die Aneignung von allgemeinem, beruflichem, kulturellem und politischem Wissen könnte uns dafür wappnen.

Wie aber können wir es schaffen, Zeiträume für ein denkendes, entschleunigtes Lernen zu schaffen? Was kann dem «hohtourigen Lerner zu Turbobedingungen» als «Prototyp des effektiven Selbstlerner», wie die renommierte Lerntheoretikerin Käthe Meyer-Drawe kritisch formuliert, entgegengehalten werden? Welche Zeitqualitäten hat der Prozess des Lernens an sich – und nicht nur der, Lernergebnisse zu verwerten?

Auch das Lernen selber muss immer schneller gehen

Jede und jeder Einzelne wird im Laufe des Lebens immer wieder auf sich selbst verwiesen unter dem Anspruch, die eigene Existenz zu sichern, gesellschaftliche wie ökonomische Teilhabe herzustellen – letzt-

lich: ein gelungenes Leben zu führen. Um mithalten und sich anpassen zu können, am besten sogar antizipativ das Neue, die Zukunft vorausschauend und fortschrittlich zu gestalten, werden Veränderungen und Entwicklungen als lernrelevant ausgelegt (von wem?). Lernen ist also auf der einen Seite notwendig zur Bewältigung des Wandels – auf der anderen zugleich selbst Teil des Beschleunigungsszenarios (frühere Einschulung, verkürzte Gymnasialzeit, arbeitsintegriertes Lernen u.v.m.).

Für Fehler und Umwege aber scheint nicht nur kein Raum zu sein. Vielmehr scheut man im Land einer „Generation Null Fehler“, Risiken einzugehen und Verantwortung zu übernehmen – wenn das Eingestehen von Fehlern und Irrtümern selbst als ein Fehler bewertet wird. Dies ist umso brisanter, als Unsicherheiten und Komplexität zunehmen und selbst wissenschaftliches Expertenwissen als zunehmend anfällig für Irrtümer und Fehler gilt. Die Menschen werden kritischer gegenüber Wissens-Täuschungen (Plagiate) und sogenannten Wahrheiten – zugleich suchen wir nach Orientierung und Halt im Wissen.

Fehler markieren den Beginn eines Lernprozesses

Fehler wirken generell nach innen und nach außen: Im Kontext von Lernen und Prüfungen sanktioniert das Außen zum Beispiel mit Hilfe schlechter Noten und entscheidet damit über ganze Lebensläufe. Im inneren, subjektiven Empfinden können Fehler von einfachen Irritationen, einem Defiziterleben (Ausgrenzung) bis hin zum Kontrollverlust reichen. Fatal – denn aus bildungswissenschaftlicher Sicht markieren Fehler und Krisen den Beginn von Lernen. Sie gelten als Auslöser für erneutes Fragen, weiteres Probieren, kreatives Experimentieren, Umdenken. Subjektorientierte Lerntheorien gehen davon aus, dass es gerade diese Erfahrungen, Irritationen und Krisen sind, die den Startpunkt für Lernen bilden – wenn Menschen sie so wahrnehmen; es gibt durchaus auch andere Möglichkeiten, zu reagieren (sie von vornherein vermeiden, ignorieren, Aufgaben delegieren u.v.m.). Fehler und Scheitern weisen uns auf Momente in unserem Leben hin, die durch die Entscheidung für Lernen um- und neugestaltet werden können.

In der Offenheit, im Abwarten liegt der Schlüssel zu alternativen Lösungen

Fehler müssen daher zunächst vom Status ihres «Makels» befreit werden – und das möglichst früh in Kindheit und Jugend und über alle Bildungsinstitutionen hinweg. Wenn Fehler, Umwege oder auch Sackgassen und Widersprüche bewusst zugelassen werden, kann das zu der Erkenntnis führen, dass sie ihre Berechtigung und vor allem einen Sinn haben. In der Dynamik der Moderne steigt die Gefahr, sich nicht mehr die nötige Zeit zu nehmen: für Umwege, für das Durchspielen von Handlungsmöglichkeiten oder Szenarien, für das Abwägen von Optionen und Fol-

«
Stillstand entsteht auch dort, wo man Angst haben muss, sich mit neuen Ideen zu verbinden, weil sie sich als falsch erweisen könnten.
 »

gen. Stattdessen verlässt man sich unter anderem lieber auf technokratische Manuale, Standards oder eingefahrene Routinen. Bei allem Wissen um die entlastenden Effekte und die Hoffnung auf ein «Schneller» und scheinbar auch «Zuverlässiger» oder «Sicherer»: Sie führen weder zu neuen Erfahrungen noch kreativen Lösungen, Weiterentwicklung oder Innovation. Vielleicht liegt gerade im Aushalten von Offenheit (noch Nicht-Wissen), im Abwarten, im Reifen-lassen der Schlüssel zu alternativen Lösungen, zu anderen Wegen und zu Neuem.

Das Ziel muss eine offene, fragende, kritische Lerngesellschaft sein, nicht eine «depressive Stressgesellschaft»: Wiltrud Gieseke verweist als eine der ganz Wenigen durch ihre Emotionsforschungen für die Erwachsenenbildung darauf, dass Stillstand auch dort entsteht, wo man Angst haben muss, sich mit neuen Sichten zu verbinden, weil Fehler nicht offensichtlich werden dürfen. Scheitern wird allzu oft mit einer Bankrott-Erklärung gleichgesetzt, je nach Milieu auch mal als bewusst in Kauf genommenes Risiko auf dem Weg zur großen Karriere verharmlost – und damit nicht ernst genommen.

Welchen Wert wollen wir mit dem Begriff Bildung und dem lebensbegleitenden Lernen verbinden? Bildung ist keine Ware, keine Dienstleistung und muss nicht primär den «return on investment» als Investition in die Zukunft sichern. Der Bildungsbegriff impliziert Unterbrechungen im linearen Vorwärtsschreiten (Entwicklung als Fortschritt) und fordert auf zu Reflexivität, Verzögerung, Innehalten. Erfahrungen lassen sich nicht an- und abschalten. Bildung beinhaltet die Idee eines fragenden Denkens und kreativen Suchens; Informationen haben wir massenhaft im Internet abgespeichert.

Bildung in der Moderne darf sich auch wieder auf kontemplative Momente des Erkennens, auf Nachdenklichkeit ohne direkten Outcome besinnen. Das ist nicht allein nostalgisch, sondern setzt auf eine entwicklungsoffene, qualitätsvolle Bildungszeit bereits während des Lernens selbst und wird als Menschenrecht für alle begriffen. Für die Lehrenden wie die Lernenden bedeutet das nicht nur Leichtigkeit – Lernen ist auch Mühe und Anstrengung, Fehler zu erkennen, ist nicht leicht und Konzentration bei steigender Ablenkung kostet Kraft. Erwartungen, denen zufolge durch Lernen ein Schalter umgelegt werden könne, entspringen ihrerseits Denkschablonen der Unruhekultur, wie der Philosoph Ralf Konersmann in seinem derzeit vielbeachteten Buch über Die Unruhe der Welt ausführt.

Eine moderne Zeitpolitik schafft Lernchancen für ein Lernen als «Eigen-Wert». Dieser Wert liegt im Fragen und Suchen, im Finden und Entdecken, als Begegnungszeit mit Anderem, Neuem, mit Anderen und sich selbst. Die Idee des lebensbegleitenden Lernens kann solche Zeiträume bieten – es gilt, sie zu würdigen und zu nutzen. ■■■



Sehnsucht nach Zeit

Interviews **Jana Proisinger**
Fotografien **Sibylle Fendt**

«Ich habe alles
verändert, was mir die
Zeit genommen hat.»

Jan Metke (41)
Erzieher in Ausbildung

Ich konnte einfach nicht mehr. Erst die Kochausbildung, dann vier Jahre als Koch und Sanitätshelfer bei der Marine, dann in der Gastronomie als Food-and-Beverage-Manager, danach als Bereichsleiter im Einzelhandel. Das war zu viel. Ich habe 70 Stunden pro Woche gearbeitet, meinen Sohn und meine Frau fast nicht mehr gesehen. Ich habe dann meinen Job verloren und musste mir überlegen, was ich jetzt machen kann.

Meine Frau sagte: «Werde doch Erzieher.» Ich probierte es aus. Bei einem Praktikum merkte ich, erziehen fällt mir leicht. Jetzt mache ich eine Ausbildung. Wer im Leben einen so strikten Zeitplan hatte wie ich, empfindet lärmende Kinder als pure Entspannung. Stress empfinde ich nicht mehr. Ich habe Glück, unser Leben organisiert ansonsten meine Frau.

Anstrengend wird vielleicht, dass ich bald auch alle drei Monate die Fortschritte und Veränderungen der Kinder in einem Bogen festhalten muss. Vielleicht ist das bürokratischer Unsinn, es sind doch noch Kinder.

Wenn ich freitags nach der Berufsschule nach Hause komme, setze ich mich in meine Hollywoodschaukel oder unternehme was mit meinen Söhnen. Manchmal bringe ich pädagogische Spiele mit, so was kannte ich früher nicht.

Zeit habe ich jetzt genug. Denn ich habe schon alles verändert, was mir Zeit genommen hat.

«Meine Zeit teile ich in Blasen ein. Arbeitsblase, Kunstblase, Leseblase.»

Marie von Heyl (34)
Künstlerin

Ich bin meine eigene Chefin, ich allein bin für meine Zeit verantwortlich. Grenzen zwischen Beruflichem und Privaten gibt es fast nicht. Mein Atelier ist gleichzeitig mein Zuhause. Wenn ich auf eine Ausstellung hinarbeite, wird das Wohnzimmer von der Kunst übernommen.

Morgens wache ich auf und sehe als erstes meine Kunst, abends schlafe ich mit Blick auf die Arbeiten ein. Wochentage und Wochenenden unterscheiden sich bei mir nicht. Es fällt mir oft schwer zu sagen, ob ich arbeite oder Freizeit habe. Das ist aber auch schön so.

Ich stehe immer zwischen 6 und 7 Uhr auf. Früher dachte ich immer, Künstlerin und früh wach sein, das passt nicht zusammen. Jetzt merke ich, dass Kreativität Struktur braucht. Projekte bringe ich am besten zu Ende, wenn ich klare Abgabetermine habe. Nur so wird aus Herumwaben eine Punktlandung.

Meine Zeit teile ich mir in Blasen ein. Die Atelierblase, die Antragsblase, die Schreibblase, die Leseblase, die Joggingblase. Diese Art zu denken entspannt mich.

Natürlich sehne ich mich nach mehr Zeit. Aber die Vorstellung davon ist meist schöner als die Realität. Ich würde mein Leben genau so weiterleben. Ich würde weiterhin Kunst machen, Vorträge halten, Anträge schreiben und Ausstellungen zusammenstellen. Nur eben noch mehr davon.





«Wir wollen weniger und anders arbeiten.»

Andrea (39), Ethnologin,
Mutter von 4 Kindern,
Alexander (43), Soziologe,
Frida (9), Bela (6),
Luz (4), Eliane (7 Monate)

Ich hatte verdammt Angst, den Anschluss zu verpassen. Mit 30 das erste Kind, das zweite mit 33, das dritte, als ich gerade meine Promotion beendete. Danach war klar: Ich muss endlich Arbeitserfahrung außerhalb der Uni sammeln. Als ich jetzt mit dem vierten Kind schwanger wurde, wollte ich meinen Job nicht aufgeben. Ich habe Eliane im Büro, bei Vorträgen und Terminen dabei – in einem Tragetuch. Daran musste sich meine Chefin erst einmal gewöhnen. Blöd angeguckt werde ich schon manchmal. Aber wie soll ich ansonsten alles unter einen Hut bekommen?

Seit ich auch zuhause arbeiten kann, ist es angenehmer geworden. Allerdings kommt es jetzt öfter vor, dass ich noch um 22 Uhr vor dem Computer sitze und arbeite. Die Flexibilisierung der Arbeitswelt ist eben nichts weiter als der nächste Schritt zur optimalen Ausbeutung. Gleichzeitig weiß ich, dass es für Frauen wie mich die einzige Möglichkeit ist, zu arbeiten.

Mein Mann und ich arbeiten beide Vollzeit. So geht das auf Dauer aber nicht weiter. Wir wollen beide weniger und anders arbeiten. Wir würden gerne beide nur 30 Stunden pro Woche arbeiten. Etwas mehr Urlaub für Familien mit Kindern und Chefs, die verstehen, dass Kinder und Beruf wie zwei Vollzeitjobs sind – das würde uns total helfen.

«Hätte ich Zeit, würde ich mal an die Ostsee fahren.»

Daniel Müller (60), Hauswart, Reinigungskraft und Fahrradladenbesitzer

Ich bin Realist. Wenn was vorbei ist, ist es vorbei. Früher hatte ich in diesem Haus nur den Fahrradladen. Den mache ich jetzt nach 25 Jahren zu. Hauswart, hier am Puls des armen Lebens, bleibe ich aber trotzdem. Zusätzlich putze ich frühmorgens noch in einer Rechtsanwaltskanzlei.

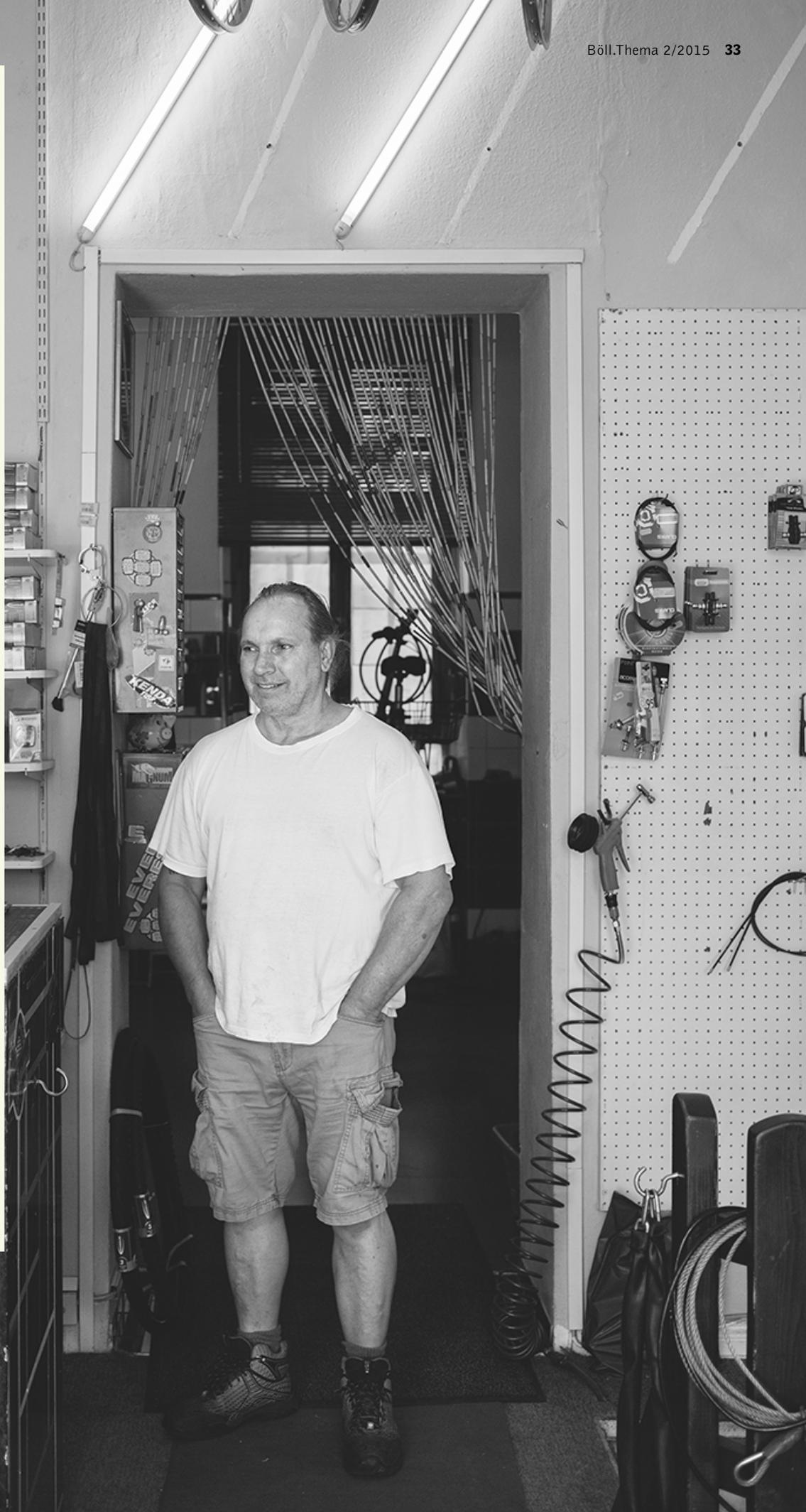
Noch davor, ich war gerade 17 Jahre, habe ich eine Fleischer Ausbildung gemacht. Da hab ich gelernt, wie wichtig Sauberkeit ist. Die vier Höfe, in denen ich als Hauswart tätig bin, sind so sauber wie nirgendwo sonst. Meine Menschenkenntnis habe ich aus meiner Zeit als Gastwirt einer 24-h-Kneipe, das war 1990. Das hilft mir. Denn in diesem Haus bin ich nicht nur Hauswart, sondern auch Konfliktmanager und Seelsorger.

Nichts tun, das kann ich nicht. Wenn ich etwas anfangen, mache ich es vernünftig. Urlaub ist für mich, wenn etwas funktioniert, wenn der Hof sauber ist zum Beispiel. Richtig weggefahren bin ich schon 10 Jahre nicht mehr.

Ich bin aber trotzdem ein Genießer. Ich trinke auch mal ein Glas Whisky und flirte mit schönen Frauen.

Wenn ich mehr Geld verdienen würde, könnte ich meine Zeit so gestalten, dass ich lange lebe. Ich würde gut essen und gute Ärzte bezahlen können.

Hätte ich mehr Zeit, würde ich mal an die Ostsee fahren. Endlich aus dem alten Trott rauskommen. Und wer weiß, vielleicht gründe ich dort einen kleinen Fahrradladen und kümmerge mich um die Fahrräder der Urlauber.





«Zeit verschwenden?
Das geht nicht!
Sie ist ja immer da.»

Christine Schmitz (51)
Krankenschwester, spezialisiert in
palliativer Pflege

Ich habe verschiedene Dienstpläne. Der eine ist dafür da, die Pflege meiner 82-jährigen Mutter im Westerwald zu organisieren. Etwa alle zwei Monate fahre ich für drei Tage zu ihr. Der nächste Plan wird von meinem ambulanten Pflegedienst geschrieben, wo ich 20 Stunden die Woche angestellt bin. Mindestens vier Stunden in der Woche arbeite ich ehrenamtlich in einem buddhistischen Café. In der restlichen Zeit berate und begleite ich Flüchtlinge.

Das klingt viel, ist es für mich aber nicht. Ich habe immer genug Zeit, denn ich tue genau das, was ich möchte. Hilfreich ist sicherlich auch, dass der Pflegedienst die Arbeitszeiten auf uns abstimmt. In einem Wunschbuch kann ich eintragen, wann ich frei haben möchte.

In der Gesellschaft gibt es das Bild der Pflegekraft ohne Zeit. In der palliativen Pflege aber kann ich mir Zeit nehmen und frage am Ende meines Besuches: «Gibt es noch etwas, was ich für Sie tun kann?» Wenn meine Schicht vorbei ist, kann ich meine Sorgen an die Kollegen übergeben. In der Flüchtlingsarbeit ist das nicht so. Die Arbeit kennt keine Grenzen und wenn ich nicht aufpasse, ich auch nicht. Da hilft mir meine Nähe zum Buddhismus. Überschreite ich eine Grenze, betrachte ich es als eine Übung – beim nächsten Mal gelingt es bestimmt.

Hätte ich eine Aufgabe weniger, würde etwas fehlen. So wie es ist, bin ich zufrieden. Zeit verschwenden – nein, das geht nicht – sie ist ja immer da.

«Wenn ich im Flugzeug sitze, ist das meine Freizeit.»

Carsten Holm (40), Manager

Ich pendle jede Woche von Berlin nach München, habe jeden Monat eine Geschäftsreise innerhalb Europas, und jedes Vierteljahr bin ich in Asien unterwegs. Meine Frau arbeitet ähnlich viel, meinen Sohn sehe ich von Freitag bis Sonntag.

Ich habe noch nie gezählt, wie viele Stunden ich arbeite. Es müssen aber sehr viele sein. Das gehört aber auch dazu. Meine Reisen schreibe ich in eine Excel-Tabelle, damit ich den Überblick nicht verliere. Ich sage meiner Frau, wann ich wo bin, sie organisiert die Nanny, den Sohn und ihren eigenen Job. Sie ist definitiv noch organisierter als ich.

Wenn ich im Flugzeug nach München sitze, ist das meine Freizeit. Meistens schlafe ich oder lese Zeitung. E-Mails versuche ich nur in der Arbeitszeit zu lesen, manchmal rufen mich Geschäftspartner auch samstags an beim Fußballspiel meines Sohnes.

Zeit für mich habe ich fast keine. Wenn ich sie hätte, würde ich reisen, die Welt noch besser kennenlernen. Und alle Wassersportarten erlernen: Segeln, Kite-Surfen, Tauchen. Mein Sohn und meine Frau kommen dann hoffentlich mit, damit wir gemeinsam Erlebnisse haben, die uns zusammenhalten.



Zeit und Alltag

Man könnte das Überwachung nennen, was die Firma Projektron mit ihren Mitarbeitern tut. Wenn man sie allerdings besucht, wirkt es wie das Gegenteil.

Sie lieben das System

Von Johannes Gernert

Als sie 19 Jahre alt war, sah Sarah Dao beim Klettern in Spanien einen Mann mit einem Computer auf einem Felsvorsprung sitzen. Was machst du, fragte Dao. Ich arbeite, sagte der Typ. Du arbeitest? Ich programmiere Webseiten, antwortete er.

In diesem Moment, sagt Sarah Dao, habe sie gewusst, dass sie das auch will. Arbeiten, wo immer sie gerade Lust hat, nicht unbedingt montags bis freitags von 8.30 Uhr bis 17 Uhr. Sie hatte den Eindruck, dass sie dafür Programmiererin werden musste.

Dao schrieb sich an der Freien Universität Berlin für Informatik ein, machte den Bachelor und landete vor einigen Jahren bei der jungen Firma Projektron. Es dauerte nicht allzu lange, bis sie merkte, dass ihr das ständige Computergetippe keinen Spaß machte. Ihr Chef, einer der beiden Firmengründer, merkte das auch. Er schlug ihr vor, künftig die Kunden zu beraten, die die Projektmanagement-Software nutzen, die Projektron entwickelt. Seitdem erklärt Sarah Dao, 34 Jahre, das Programm am Telefon. Sie macht das nicht unbedingt zwischen neun und fünf, auch nicht montags bis freitags, sondern drei Tage die Woche im Sommer und zwei im Winter. Sie tut es nicht immer im Büro in Berlin. Den Winter verbringt sie in ihrem Haus in Spanien.

Man kann wohl sagen, dass sich für Sarah Dao der Traum von der Freiheit erfüllt hat, die sie damals vor 15 Jahren zum ersten Mal zu erahnen begann.

Diese Freiheit, das ist nun das Interessante daran, sie kommt bei Projektron im Fünf-Minuten-Takt. Es müssen Tickets ausgestellt werden, um sie zu fördern. Jede Aufgabe braucht ihre exakte Zeit. Keine fünf Minuten vergehen in den Räumen der Firma, ohne dass jemand präzise festhält, womit er sie verbracht hat. Die Freiheit ist eine Frage der Buchhaltung. Sie kommt mit der Business Coordination Software, die Projektron in den hellen Räumen mit dem Parkettboden in Berlins Mitte entwickelt. Und sie erlaubt es Sarah Dao, den Winter vor allem an Felswänden in Spanien zu verbringen. Sie ermöglicht es Sandra Gerhardt, bald ein Sabbatical zu nehmen. Patricia Rezic schenkt sie die Möglichkeit, ihren Sohn montags schon um 14 Uhr zum Kroatischkurs zu bringen.

Rezic ist eine der Erfinderinnen dieser Freiheit. Sie leitet bei Projektron seit sechs Jahren und fünf Monaten die Abteilung Buchhaltung und Controlling. Davor hat sie drei Jahre die Abteilung Kaufmännische Systeme bei der Pixelpark AG geführt, nachdem sie dort zwei Jahre und acht Monate Elternzeit genommen hatte. An diesem Dienstagmorgen hat sie um acht Uhr zu arbeiten begonnen, zuvor hat sie ihren Sohn zur Schule gebracht und ist die 35 Minuten vom Stadtteil Friedrichshain nach Mitte gefahren. Bisher hat sie sieben Tickets im Produktmanagement abgearbeitet. Es ist mittlerweile 9.30 Uhr.

Patricia Rezic hat an der Technischen Universität Wirtschaftsmathematik studiert. Sie mag Zahlen. Sie erkennt den Wert, den sie für Menschen haben können, wenn man

sie richtig einsetzt. Jetzt sitzt sie im Konferenzraum namens Fernsehturm, trägt eine schwarze Bluse zur Jeans, schaut freundlich, aber auch sachlich durch ihre randlose Brille und versucht zu erklären, wie eine Projektmanagement-Software dafür sorgt, dass in ihrer Firma 44 Prozent der Mitarbeiter Teilzeit arbeiten, dass sie einen überdurchschnittlich hohen Frauenanteil haben und dass sie selbst als Mutter in Teilzeit eine Führungsposition innehat, wie auch einige andere Kolleginnen und Kollegen.

Im Grunde, sagt Patricia Rezic, die Familienbeauftragte, ist alles eine Frage der Prozessorientierung.

Gerade beispielsweise läuft die Fußball-Weltmeisterschaft. Rezic hat das Tippspiel organisiert. Es gibt dafür eine Vorlage im System. Genauso wie für das Weihnachtsbasteln oder den Spieleabend.

Sollte sie im kommenden Jahr, wenn Männer-Europameisterschaft ist, keine Zeit fürs Tippspiel haben, kann einfach jemand anderes übernehmen. Es ist alles dokumentiert. «Mein ganzes Wissen steht in der Vorlage drinnen», sagt Rezic.

Wer eine Projektmanagement-Software herstellt und vertreibt, muss prozessorientiert denken. «Bei uns wird das gelebt», stellt Rezic fest. Wenn eine Mitarbeiterin etwas möchte, füllt sie im System ein Ticket aus. Egal ob es um die Programmierung eines neuen Moduls geht oder um den Schreibtischstuhl für den neuen Kollegen. Aus den Tickets werden Aufgaben, die den Mitarbeitern zugewiesen werden. Aufgaben werden



Reportage

gebucht. Jemand muss ja dafür bezahlen. Parallel dazu hält jeder Mitarbeiter fest, welche Aufgaben er wann erledigt hat. Auf fünf Minuten genau.

Es ist der Versuch, Filmrisse zu vermeiden. Wenn Patricia Rezics Sohn krank wird, weiß sie, dass alles so sauber dokumentiert ist, dass jederzeit jemand anderes übernehmen kann.

Klar, sagt Rezic, nicht jedem leuchte der Sinn so einer akribischen Dokumentation sofort ein. Aber spätestens wenn man seine erste Urlaubsvertretung gemacht habe, seien die meisten überzeugt, «weil es einfach nützlich ist und jeder den Nutzen erkennt». Außerdem, sicher, seien sie eben eine IT-Firma. Programmierer finden sich leichter in Anleitungslisten im Intranet zurecht, sie sind das gewohnt.

Es sind vor allem IT-Unternehmen, die gerade neue Wege weisen, wie man Freiheit und Arbeit anders zusammendenken kann. Beim Deutschland-Ableger des Windows-Konzerns Microsoft etwa ist viel von Vertrauensarbeitszeit die Rede und vom Vertrauensarbeitsort. Manche argwöhnen, das sei vor allem eine Büroinsparmaßnahme. Projektron geht den entgegengesetzten Weg. «Wir versuchen alles, was wir machen, in unser Projektmanagementsystem und ins Intranet zu übertragen», sagt Patricia Rezic.

Zehn Minuten am Tag, sagt Rezic, sei der Mehraufwand. So lange dauert es im Schnitt, seinen Stundenplan im Nachhinein auszufüllen. Wenn man es raushat. Und diese Zeit werde ja auch bezahlt. Wie auch die Überstunden, die man so aufschreibt. Den Urlaub übrigens rechne das System auch automa-

tisch aus. Das sei bei so vielen Teilzeitstellen eine wirkliche Erleichterung. «Unser BCS», sagt Rezic. Liebevoll fast.

Im Raum Fernsehturm führt ihre Kollegin dieses Business Coordination System einmal vor. Sandra Gerhardt wirft ihr eigenes Profil an die Wand. Man kann nachsehen, welche Arbeitszeiten für sie hinterlegt sind, acht Stunden täglich, wann sie anfängt, 8.50 Uhr, wann sie aufhört, 17.25 Uhr. Es gibt Listen mit Tickets und mit Aufgaben, die ihr zugeordnet sind. In einer anderen Liste hält sie fest, was sie tut: «Kurze Absprache fürs Interview».

«Wir haben uns daran gewöhnt, dass wir die Zeiten auch zeitnah erfassen», sagt Sandra Gerhardt, die Personalerin, die 27 Jahre alt ist, bis vor gar nicht allzu langer Zeit BWL studiert hat und danach bei Projektron anfang. Sie wird bald eine Auszeit nehmen, im Wissen, dass es vorher und nachher wahrscheinlich gar nicht allzu viel zu besprechen gibt, weil eben alles dokumentiert ist.

Die Software ist auch der Versuch, dafür zu sorgen, dass es allen möglichst gut geht. So wie die Mitarbeitergespräche, die mit jedem zwei Mal im Jahr geführt werden. Sie grillen zusammen, bekommen Zuschüsse für Sport, und wer mag, trifft die anderen täglich beim gemeinsamen Frühstück, das ein Mittagessen ist, aber immer noch so heißt, weil es einmal als Frühstück anfing. Es findet an einem großen Holztisch statt. Jemand geht eigens dafür einkaufen, jeden Tag.

In einem Raum gibt es Tischtennisplatten, ein Kicker ist auch da. In einer Vitrine stehen all die Auszeichnungen als bester Arbeitgeber, die Projektron gewonnen hat.

Das Inventar sieht aus wie bei klassischen Start-up-Firmen der Jahrtausendwende, bei denen Mitarbeiter morgens mit Gratis-Frühstück zur Arbeit gelockt wurden, nachdem man ihnen abends die Pizza und das Taxi ausgegeben hatte, damit sie möglichst lange bleiben.

Projektron scheint aber eher das Gegenteil zu probieren. Man sagt nicht: Arbeite ruhig, wann du willst. Und denkt still: Hauptsache viel. Stattdessen regelt man exakt, wer wann wie viel arbeitet. Und was genau. Damit niemand ausbrennt.

Ein Vertriebler, erzählt Patricia Rezic, habe vor Jahren einmal zu ihr gesagt: «Ich buche eigentlich nur für dich.» Es muss ein Anreiz für sie gewesen sein, zu beweisen, dass das nicht so ist. Die Zeiterfassung dient nicht nur dazu, dass die Teamleiter immer wissen, wie viel Arbeitszeit gerade in ihrem Bereich gebraucht wird. Oder ob sich die Messe wirklich für das Unternehmen gelohnt hat. Man sehe im System, wer gerade einen stressigen Monat hatte. Man könne dann auf die Leute zugehen, mit ihnen reden.

Was ist der größte Nachteil dieses Systems? Patricia Rezic überlegt. Eine Weile ist es still im Raum.

«Wenn es mal einen Systemausfall gibt», sagt sie schließlich. «Dann fängt man an, seinen Arbeitsplatz aufzuräumen.» Sie denkt noch einmal nach. «Aber das kommt so gut wie nie vor», fügt sie hinzu.

«Es ist nicht der spannendste Teil der Arbeit», sagt Sarah Dao zur Zeiterfassung. «Ich kann es aber auch irgendwie verstehen.»

Sie trägt Flip-Flops an den Füßen und lacht zwischendurch oft los, als sei ihr gerade wieder ein neuer Grund eingefallen, warum das Leben so großartig ist. Wenn sie im Winter in Siurana in Spanien arbeitet, wo sie mit ihrem Freund in einem Haus lebt, teilt sie sich die beiden Arbeitstage selbstständig ein. Siurana ist ein Klettergebiet, deshalb ist sie dort. Im Sommer, am Ende der Bürotage, sitzt sie abends oft da und rekonstruiert den Tag, indem sie in ihrem Mail-Postfach nachsieht, was sie wann gemacht hat.

Sie habe, sagt Dao, sich immer gewünscht, anders zu arbeiten. «Nicht fünf Tage die Woche neun Stunden.» Es scheint eine Business Coordination Software mit minutiöser Zeiterfassung zu sein, optimiert unter anderem von einer Wirtschaftsmathematikerin, die ihr diesen Wunsch nun erfüllt. ■■■

Johannes Gernert ist Redakteur der Tageszeitung taz. Er arbeitet eher länger, dafür dann aber auch mal länger nicht.



Roland Prähofer fährt seit 26 Jahren Taxi, arbeitet nebenher als Programmierer – und nie reicht das Geld. Nicht für eine Familie, nicht in Berlin. Die Geschichte eines Geringverdieners.

Durch Kreuzberg gleiten

Von **Annabelle Seubert**

Er war neu in Berlin und sein Stadtplan verknittert. «Erinnern Sie sich noch an den Falkplan?» So einen hatte er, sagt Roland Prähofer, einen Falkplan – von der Sorte, die das Zentrum zu dicht abbildete und nach außen hin, in Richtung der Randbezirke, breiter und unübersichtlicher wurde. Berlin zerfranst, so sah das für ihn aus, 1989, er fuhr durch verzerrte Straßen und einen Wald aus Ampeln und Schildern, «Schönefeld», «Weißensee», Stau, Stopp, rot. Er fuhr über Grenzübergänge in einen Osten, der ab sofort Teil des Westens sein sollte. «Achtung Gefahrenstelle!» Sein Plan bekam Risse und Falten. «You are leaving the American sector».

Roland Prähofer war jung, Anfang zwanzig, aus der Nähe von Rosenheim: studierter Gitarrist, Rauheit und Jazz im Kopf und bereit, Berlin zu erörtern wie Schiffbrüchige das Meer: Untergehen ist möglich. Überleben kostet Kraft. Man wird müde dabei. Man wird kalt.

Es gehörte zum Mythos, dass Roland Prähofer wenig besaß. Er aß Schafskäse, weil Schafskäse billig war. Er konnte das Zeug nicht mehr sehen, aber das gehörte zum Mythos. Er jobbte bei der Post, weil er Geld brauchte, um Musik zu machen, und weil Geldbrauchen zum Mythos gehörte; irgendwann las er eine Anzeige im Stadtmagazin: «Taxifahrer gesucht». «War es die Zitty oder der Tip? Ich hab's vergessen.» Egal, Prähofer wollte Mythos sein, und Taxis, klar – sind Mythos: Im Taxi hat er Fremde auf dem Rücksitz und rauscht durch die Nacht. Im Taxi sind alle Menschen

gleich. Sie warten. Sie arbeiten. Sie küssen, sie hoffen, sie fluchen und sie verzeihen. Im Taxi ist Gefühl.

Er pinnte den Falkplan an seine Küchenwand und lernte «Objekte», vierhundert Standorte, Flughafen Tegel, Bahnhof Zoo, Hotel InterContinental. Er lernte Adressen und die Routen zu den Adressen. «Zur Charlottenburger Chaussee und dann rauf auf die Otto-Suhr-Allee.» Anfangs unterliefen ihm Fehler, er fuhr zu schnell und riskant, war berüchtigt für Unfälle. «Elf Fehlerpunkte», sagt er, «elf Fehlerpunkte hatte ich.» Die Kollegen zogen ihn auf, sie lachten: Der Prähofer überschätzt sich.

Dann gewann er an Sicherheit. Stück für Stück, Motor an, Taxilampe aus. Prähofer wendete seinen Wagen, er bremste und hielt, baute keine Unfälle mehr, er ließ den Falkplan im Seitenfach. Es war merkwürdig, eigentlich: Je mehr Sicherheit er gewann, desto seltener überschätzte er sich jetzt. Er traf eine Frau, eine Kunststudentin, sie ließ sich für ihn scheiden, sie ließ ihn nicht los. Er vergaß jetzt öfter, wohin er mit sich wollte, die Gitarre, Musik – was ist Musik schon gegen Liebe? Sie bekamen eine Tochter, bezogen eine Wohnung. Sie brachte ihren Sohn mit, aus erster Ehe, und Roland Prähofer fuhr nachts, nur nachts. Immer nachts. Der Lohn, den er für Schichten am Tag bekommen hätte: zu niedrig, sagt er. «Das hätte nie gereicht.» Die Familie war ein Patchwork-Modell. Er der Fast-Alleinverdiener.

Sie machte den Kindern Frühstück, weil er lange schlief. Er holte die Kinder von der Schule, weil sie mittags Donuts verkaufte; ab und zu eines ihrer Bilder.

Sie brachte die Kinder ins Bett, weil er abends in den Mercedes stieg. Im Winter, so fühlte es sich an, ging die Sonne fast schon wieder unter, wenn er aufstand. Die Kollegen lachten, sie sagten: «Von Licht bis Licht und noch 'ne Schicht.»

Mit seiner Frau übte er sich im «Wenn»-Sagen. Er sagte: Wenn du mit dem Studium fertig bist, wird's einfacher. Sie sagte: Wenn du wieder Musik machst, wird's einfacher. Sie sagten: Wenn die Kinder erst älter sind, wird's einfacher.

Die Kinder wurden älter, sie wurden teurer, ständig neue Schulbücher, ständig diese Ausflüge. In den Ferien erzählten die Kinder von den Ferien ihrer Freunde: Mallorca, Lissabon – da wollten wir doch auch mal hin? Der Sohn, Prähofers Stiefsohn, brachte Geschenke mit nach Hause. Geschenke vom anderen Vater. Vom Exmann.

«Ich ernähre sie nicht», «ich biete ihnen nichts» – Roland Prähofer wollte so nicht denken. «Archaisch», wie er sagt. «Männerdenken.» Lag ihm längst nicht mehr. Berlin wie das Meer zu erörtern: Was für ein Schwachsinn. Er zuckt mit den Schultern. «Ich ernähre sie nicht.» Er dachte es doch.

Und so arbeitete er. Zwölf Stunden pro Nacht, sechs Nächte pro Woche. Er war Anhänger des Selbstbetrugs geworden, von Verzögerungsformeln: «Das wird schon.» «Das schaffen wir.» Er sah seine Kollegen, die «kaputtgingen», meistens die türkischen, mit noch größeren Familien, noch geringeren Nebenverdiensten. «Es gibt keine Grenze», sagt Prähofer. Dass ein Taxifahrer auch 15 Stunden an sieben Tagen arbeiten kann, niemand überprüft das, und würde es jemand überprüfen, würde das Arbeitsamt mit ein paar Tausend Hartz-IV-Anträgen überschwemmt: Wie gesagt, sagt Prähofer – vom Taxifahren, allein, lebt es sich schlecht.

Wie lebt es sich?

«Wie ein Mönch», bloß ungesünder, meint er, und trotzdem: Er mag keine Larmoyanz, Beschwerden nerven, er raucht nicht, er joggt, und Alkohol verbietet sich in seinem Beruf sowieso. Früh hat er aufgehört, bestimmte Kneipen anzufahren, die bestimmte Gäste anziehen. Die «Komaquelle» oder den «Magendoktor». «Ist im Wedding», sagt Roland Prähofer. Er trägt ein weißes Hemd, seine Haut ist gebräunt. «Reinicken-dorfer 111.» Am liebsten nehme er ältere Damen mit, weil die aggressionsfrei seien. «Die reden gern.» Und er liebt ja die Geschichten, dass sie überall dasselbe erzählen, die Gentrifizierung in Tel Aviv, die Gentrifizierung in New York. Einmal hat ihm ein Mann aus Brooklyn erklärt, wie er sich sein Leben in Berlin leis-

tet: «Ich vermiete meine Wohnung in Brooklyn», hat der Mann gesagt.

Die Klimaanlage läuft, die Ledersitze kleben, und Roland Prähofer kann so weiter erzählen, jenen Morgen während der Love Parade abrufen, den er hinter der Windschutzscheibe absaß: Sonnenaufgang am Brandenburger Tor. Sie ziehen mit riesigen Bassanlagen über die Straße des 17. Juni. Wie er noch dachte: «Man glaubt zu spüren, wie die Gesellschaft gerade tickt.» Wie er dann vor der Philharmonie oder dem Renaissance-Theater stand, wer weiß das noch genau – er wartet also auf das Ende einer Vorstellung und auf Kundschaft und denkt plötzlich, dass dieses Gefühl einem peinlichen Irrtum entspricht, der ihn spät erreicht: Er gehört nicht dazu. Er sieht bloß zu.

«Gar keine Zugverspätung heute?», fragt er. Zwei Frauen sind zu ihm ins Taxi gestiegen, um 21.50 Uhr am Hauptbahnhof, sie möchten nach Süden. Seit knapp drei Stunden ist Roland Prähofer unterwegs, dieser Mann im weißen Hemd, der zu Opernklängen durch Kreuzberg gleitet und Leuchtreklamen passiert. Sunpoint. Kaiser's. Die Merkur Spielothek.

Es ist jetzt so, dass Roland Prähofer alleine wohnt. Seine Tochter ist erwachsen, seine Frau ist Lehrerin geworden, der Scheidungstermin demnächst. 25 Euro Umsatz müsse er schaffen, sagt sein Chef. Brutto, pro Stunde. 25 Euro – dann käme Prähofer auf den Mindestlohn von 8,50 Euro, sagt sein Chef.

«Im Schnitt», sagt Prähofer, «schafft man 15 bis 20 Euro Umsatz.» Brutto, pro Stunde. Er hat eine App entwickelt, einen «Mindestlohnrechner», der Taxifahrern ihre unbezahlte Arbeitszeit anzeigt. Die App erfasst die Dauer jener Pausen, die Taxifahrer gezwungen sind einzulegen – wenn sie sich in Schlangen einreihen, das fünfte, sechste, siebte Auto sind – die aber oft vom Gehalt abgehen: Sind ja Pausen, heißt es.

Er kommt schon zurecht, sagt er. Mittlerweile. Hat bloß noch sich zu versorgen, sich und seine Tochter. Hat endlich Zeit, seinen Zweitjob zu etablieren: Software-Entwickler, das ist es. Manchmal kriegt er einen Auftrag vom Fernsehen, er programmiert dann die Textnachrichten, die Kommissare auf ihren Handys lesen, wenn sie im «Tatort» gerade einen Fall lösen.

Mit solchen Worten, sagt Roland Prähofer, «ich bin Taxi gefahren» – so werde er sich nämlich nicht vom Leben verabschieden. Später mal. Was bliebe denn sonst von ihm? Anekdoten doch bloß. Und ein alter Falkplan. Knittrig, mit Rissen. ■■

Annabelle Seubert ist Redakteurin der Tageszeitung taz. Sie arbeitet im Gesellschaftsressort der Wochenendausgabe.

Nichts gegen Grüne Zeitpolitik, aber wer den Alltag mit Kindern einigermaßen meistern will, muss erst mal wissen, was er vom Leben wirklich will: als Ich, als Paar, als Familie.

Meine Frau arbeitet sieben Tage die Woche

Von **Peter Unfried**

Der größte Fehler meines Familienlebens unterlief mir, als ich einmal in einem Gespräch sagte: «Meine Frau arbeitet drei Tage in der Woche.»

Fail, wie mein Sohn zu sagen pflegt.

Ich hatte sie damit tief getroffen. Sie dachte, dass ich sage, dass sie nur drei Tage die Woche arbeitet und sonst durchhängt. Und genau das sagte ich auch, denn ich hatte das Wording des uralten Denkens übernommen: Erwerbsarbeit rules, der Rest ist Pipifax. Was ich hätte sagen sollen: dass sie eine 0,6-Erwerbsarbeitsstelle hat, um die restliche Zeit des Tages und der Woche in der Familie und im sozialen Umfeld arbeiten zu können.

Als die beiden Kinder im Abstand von zwei Jahren gekommen waren, hatten wir die Gesamtkonstellation so ausgetüftelt, dass ich auf meiner vollen Stelle bleiben konnte (es gab aus meiner Sicht selbstverständlich Gründe) und sie das nötige zweite Gehalt beisteuerte und den größten Teil der Kinder- und Haushaltsarbeit übernahm (sie akzeptierte meine Gründe).

«Du hast uns immer erst um halb fünf aus der Kita abgeholt.» Das wird mir heute noch regelmäßig von den Kindern vorgeworfen, das «Duuuu» soll den Kontrast herausarbeiten zu ihrer Mutter, die selbstverständlich Punkt 15 Uhr auf der Matte stand. Sie viermal die Woche, ich einmal.

Sie war immer da und hatte immer das Gefühl, zu wenig Zeit für die Kinder zu haben. Ich hatte immer noch was Superwichtiges im Büro zu tun, das prioritär erledigt werden musste, weil sonst die Welt unterging

(beziehungsweise ihr Untergang nicht in unserer Zeitung am besten berichtet wurde).

Schleswig-Holsteins grüner Energiewendeminister Robert Habeck hat dankenswerterweise in seinem Klassiker «Verwirrte Väter» herausgearbeitet, dass der Mann, der nach Geburt der Kinder länger als vorher im Büro arbeitet, nicht vor der Familienarbeit flüchtet, sondern den gestiegenen Druck spürt, seiner Ernährerrolle gerecht zu werden. Dass auch Väter Opfer der gesellschaftlichen Umstände sind.

Das ist die eine Wahrheit.

Die zweite, unangenehme Wahrheit: Selbst wenn er nicht in einem Unternehmen zur Vollzeit verdammt ist, subtil oder offen an familienorientierten Arbeitszeiten gehindert wird; die Reputation des Mannes sinkt auch in anscheinend progressiven Milieus und Firmen durch Übernahme von Familienarbeit und damit verbundenem Rückgang der ökonomischen Potenz. Auch bei Frauen. Und zwar beruflich und erotisch. Der Mann soll etwas Neues machen, das ihm aber im Hier und Jetzt keine Gratifikation einbringt. Manchmal nicht mal bei der eigenen Frau, die sich auch in widersprüchlichen Bedürfnissen verhasst. Ich habe jedenfalls noch nie erlebt, dass Frauen gezielt «Hausmänner» klarmachen. Wann und wo denn auch? Oder leitende (kinderlose) Frauen es gut finden, wenn subalterne Arbeitsdrohnen und -bienen um 15 Uhr in die Kita verschwinden.

Die dritte Wahrheit des Vaters ist Ulrich Becks Satz von der «verbalen Aufgeschlossenheit bei weitgehender Verhaltenstarre». Viele Väter sagen, dass sie sich viel mehr einbringen wollten, nur ließe sie ihr Arbeitgeber ja leider nicht.

Das heißt noch lange nicht, dass sie es tatsächlich tun, wenn sie können.

Ich bin nicht repräsentativ, schon weil mein Arbeitgeber eine Unternehmenskultur pflegt, in der die einjährige Elternzeit von Männern obligatorisch ist und verschiedene Teilzeitmodelle möglich sind.

Trotz dieser Infrastruktur fällt mein Beitrag zur Familienarbeit im Vergleich zu dem meiner Frau eindeutig zu gering aus. Warum? So wie jeder wohlfeil ökologisch reden kann oder «links» und damit durchkommt, wenn er nicht gerade SUV fährt, so kann man als mikroengagierter, aber grundsätzlich aufgeschlossener redender Vater auch schnell mal ein Jahrzehnt überstehen. Kurzum: Männer spüren den Druck des Ernährers, Männer leiden darunter, wenn sie zu wenig Zeit für ihre Kinder haben, und gleichzeitig drücken sie sich. Der eine mehr, der andere noch mehr. Der dritte gar nicht. Solche kenne ich auch.

Was tun? Der eine klassische Reflex ist, den moralischen Wertewandel einzufordern. Der andere Reflex ist, ihn kollektiv organisieren zu wollen. Der Staat wird tatsächlich Erwerbsarbeit anders verteilen müssen als bisher. Gerechter. Gleichmäßiger. Weniger Erwerbsarbeit auf mehr Menschen. Weniger in der

Reportage

Rushhour des Lebens zwischen 30 und 40. Mehr ab 63; statt Rente. Dadurch, dass es geschieht, wird es irgendwann eine kulturelle Selbstverständlichkeit werden. Aber weil vieles umgewälzt wird, wird der Staat auch selbständiges innovatives Unternehmertum anders fördern müssen als bisher. Und sich auf komplizierte Arbeitsbiografien einstellen. Das heißt vor allem: flexible und bezahlbare Betreuung, von der Krippe an.

Aus meiner Sicht wird alles helfen, das den Fokus – und die Geldtransfers – von der Erwerbsarbeit zu den Kindern verschiebt. Besonders, wenn man wenig Geld hat. Kindergrundeinkommen, etwa. Statt Zeit ist Geld lautet das neue Motto: Geld ist Zeit. Die Politik muss es hinkriegen, dass das nicht nur den Solventen neue Lebensqualität eröffnet.

Die neue Familie wird aber – allen hehren Ansprüchen zum Trotz – nicht flächendeckend organisierbar sein. Mit einer besseren Politik kann es mehr Paaren gelingen, das harte erste Jahrzehnt gut zu überstehen, aber letztlich wird man es trotzdem selbst hinkriegen müssen. Ich sehe im Bekanntenkreis, wie Paare mit kleinen Kindern leiden. Miteinander, aneinander. Wenn man sie fragt, was die Politik machen muss, damit es besser läuft, dann wissen sie es auch nicht.

Elterngeld? Hm, ja.

Zeitkonto, um jetzt weniger und später mehr zu arbeiten? Das wäre schon gut.

Aber sie schauen dabei, als spielten sie ein kompliziertes Puzzle, bei dem das nur wenige Teile von unüberschaubar vielen sind.

Die Wirklichkeit ist einfach zu kompliziert und von jedem Punkt der Betrachtung aus – Frau, Mann, Politik, Arbeitgeber – zu unterschiedlich, als dass man sie mit den alten Lösungshebeln Gerechtigkeit und Gleichberechtigung in den Griff bekommen könnte. Weil Dinge entscheidend sind, die einem Politik und Staat nicht abnehmen können und auch nicht dürfen.

Liebe.

Antwort auf die Frage, was man vom Leben wirklich will.

Mehr Geld, mehr Welt, mehr Glück?

Mehr Zeit, weniger Welt, mehr Glück?

Das muss man selbst wissen, wenn man ein autonomes, gelingendes Leben führen will. Genauer gesagt: Man muss über die Kompetenzen oder das Glück verfügen, es in dem Prozess des Lebens herauszufinden und sich zu holen. Wozu und wie viel Kinder? Wozu und wie viel Beruf? Will ich mich zudem engagieren oder lieber gemütlich mit allem hadern? Mit welchen Verpflichtungen fühle ich mich am freiesten?

Die Gegenwart macht viele kirre. Sie haben den Eindruck, alles müsste gehen und sie müssten alles hinkriegen. Das ist falsch. Zwei Karrieren plus zweimal zeitaufwendiges intensives Familienleben, das geht mit der idealsten Politik nicht. Es gibt mehr Möglichkeiten als in den Generationen zuvor, aber man muss



«Statt **«Zeit ist Geld»** lautet das neue Motto: **«Geld ist Zeit»**. Die Politik muss es hinkriegen, dass das nicht nur den Solventen neue Lebensqualität eröffnet.»

sich für etwas entscheiden – und gegen etwas. Als Ich, als Paar, als Familie.

Damit sind die infrastrukturellen Probleme nicht gelöst, aber man kann innerhalb der Begrenzungen selbstbestimmt handeln. Wenn beide ihre eigenen Spielräume voll nutzen – auch der Mann –, ist viel gewonnen.

Die entscheidende Frage ist: Will ich mit dieser Frau aufwachen und einschlafen, und ist es trotz der ganzen Scheiße lebenswichtig, dass sie mich anlacht? Was kann ich tun, damit sie das tut? Wie machen wir uns gegenseitig stärker? Wer sich diese Fragen nicht mehr stellt, dem hilft auch keine Politik.

Wir haben inzwischen ein sehr ordentliches Verhältnis von Arbeit und Zeit für die Kinder. Sie 0,8 Festanstellung, ich 0,8 Festanstellung.

Beide haben genügend Zeit für die Kinder.

Das Problem ist nur: Diese Kinder, 14 und 16, haben keine Zeit mehr für uns.

Schule aus, Zimmertür auf, Zimmertür zu. Das war's. Wohnungstür auf. Wo gehst du hin? Tschühüss.

Und mal zusammen was unternehmen? Kino oder so? «Schaut ihr mal schön **«Musikantenstadt»**.» Und weg sind sie.

Die sind in der Rushhour des Teenager-Lebens und lassen die alten Eltern einsam auf dem Sofa zurück.

So geht das doch nicht. Da müssen die Grünen dringend auch was machen. ■■■

Peter Unfried ist Chefreporter der Tageszeitung *taz* und Autor von **«Autorität ist, wenn die Kinder durchgreifen»** (Ludwig).

Ob mit Job oder ohne, als Festangestellte oder Selbstständige – Alleinerziehende kommen immer entweder zu früh oder zu spät. Selbstcoaching hilft da nur bedingt.

Das schaffst Du schon

Von **Simone Schmollack**

Auf einmal piepste das helle Stimmchen meiner Tochter aus dem Nebenzimmer: «Ich habe noch 13,89 Mark, Mama. Die kann ich dir geben.»

Die Tür stand halb offen, es war weit nach elf Uhr in der Nacht, das Kind sollte längst schlafen. Das tat es ganz offensichtlich aber nicht, stattdessen belauschte es mein Telefonat mit einer Freundin. Meine Tochter war damals fünf und nickte gewöhnlich schon beim Abendessen ein. Aber dieses Gespräch musste sie so aufgewühlt haben, dass es ihre Müdigkeit besiegte. Ich erschrak heftig. Was hatte ich gerade erzählt?

«Keine Zeit, keine Kraft, kein Geld.» So was in der Art. Ich war damals freiberufliche Journalistin und alleinerziehende Mutter. Da war niemand, der abends das Kind ins Bett brachte, wenn mir selbst die Augen zufielen. Keiner, der an den Wochenenden sagte: Schlaf du dich heute aus, ich mach das schon. Keiner, der auch mal die Waschmaschine befüllt, die Spülmaschine ausräumte, die Wohnung saugte, einkaufte. Und jetzt mussten meine Tochter und ich auch noch umziehen.

Es war der Beginn der Gentrifizierung in Berlin-Prenzlauer Berg. Die Wohnung, in der meine Tochter und ich wohnten, war verkauft worden, wir sollten innerhalb weniger Wochen raus. Die neue Wohnung war um die Ecke, aber doppelt so teuer. Geld, das ich damals nicht hatte. «Ich weiß nicht, wie ich das bezahlen soll», hatte ich der Freundin am Telefon vorgeheult. Meine Tochter hatte es gehört – und bekam Angst.

Ich versuchte vor allem, mir selber Mut zu machen

Ich krabbelte zu ihr ins Bett und tröstete sie: Das klinge alles schlimmer, als es ist. So ein Umzug sei nun mal anstrengend und koste Geld. Wenn der aber erst mal erledigt sei, ist alles gut. Während ich das sagte, stellte ich fest, dass ich vor allem versuchte, mir Mut zu machen: Wird schon, du schaffst das, kein Problem. Du bist stark, dich haut so leicht nichts um.

Trotzdem fragte ich mich, ob meine Entscheidung, die ich anderthalb Jahre zuvor getroffen hatte, richtig war. Ob er überhaupt notwendig war. Ich hatte meinen festen, sicheren Job bei einer Berliner Tageszeitung gekündigt. Eine Kollegin hatte damals mehrfach besorgt nachgefragt: Bist du sicher, dass du das wirklich willst?

Ja, ich war sicher. Ich wollte weg vom Alltagsstress, den eine Tageszeitung für ihre Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter produziert. Ich wollte selbst entscheiden, wann ein Text fertig und gut war. Vor allem aber wollte ich mehr Zeit haben. Für das Kind, für mich, für das Leben. Ich wollte mich nicht mehr fühlen wie eine Maschine, die auf Knopfdruck losschnurrte und erst dann wieder stillstand, wenn jemand anderes das so festlegte. Ich wollte wieder jemand sein mit Spaß am Leben, ich wollte wieder die große Freude empfinden darüber, dass es da einen kleinen Menschen gab, der wichtiger war als alles andere auf dieser Welt. Den ich öfter sah als nur die müden Minuten am Morgen und die schläfrigen Minuten am Abend.

Meine Tochter war morgens die erste in der Kita, und abends die letzte

Heute gibt es Teilzeit und Stundenreduzierungen für Eltern. Familienministerin Manuela Schwesig schlägt ein 30-Stunden-Modell für Mütter und Väter vor. Vor ihr im Amt hatte schon Kristina Schröder (CDU) für mehr Familienfreundlichkeit in Unternehmen geworben. Eine 30-Stunden-Woche hätte mir auch gefallen. Aber die war in meiner Redaktion damals nicht vorgesehen. Ich arbeitete volle 40 Stunden, vom ersten Tag an nach meiner Elternzeit, die damals noch Erziehungsurlaub hieß. Mit Folgen: Meine Tochter war morgens die Erste in der Kita und abends die Letzte. Wenn ich Spätdienst hatte, holte Frau Z. vom Großeltern-dienst das Kind aus der Kita ab, gab ihm zu essen und brachte es ins Bett. An Sonntagen, in denen ich in der Redaktion sein musste, sprangen meine Eltern oder Freunde ein. Der Vater meiner Tochter hatte zu jener Zeit wenig Zeit, er war damit beschäftigt, ein Unternehmen aufzubauen. Wir übergaben uns unsere Tochter, so wie die Umgangsregelung das damals vorsah: Jedes zweite Wochenende, ein Abend in der Woche.

Wenn ich abends im Bett lag und an den vergangenen Tag dachte, freute ich mich selten auf den nächsten. An den übernächsten dachte ich erst gar nicht, ich war einfach nur frustriert: Soll das alles gewesen sein?

Reportage

Nein, natürlich nicht. Also kündigte ich und stürzte mich in mein Dasein als Freiberuflerin. Ich hatte geglaubt, der Stress würde weniger, wenn ich meinen Tag selbst bestimmen könnte. Wenn ich die Freiheit hatte, selbst zu entscheiden, wann ich den Computer ausschalte und mit meiner Tochter auf den Spielplatz gehe. Wann der Termin beim Zahnarzt sein soll und wann meine Tochter und ich neue Schuhe für sie kaufen.

Doch ich sollte mich getäuscht haben. Ich genoss zwar die Flexibilität, doch der Stress, der nahm nicht ab. Das Geld für die Wohnung, für Essen, Kleidung und die kleinen Freunden nebenbei musste ja irgendwo herkommen. Womit ich nämlich nicht gerechnet, als ich den Sprung in die Selbstständigkeit nahm, war die erste große Krise der Medienbranche. Den Zeitungen, Zeitschriften und Magazinen brachen die Anzeigen weg, mit dem sich die Blätter zum Teil finanzierten. Journalisten wurden gekündigt und freie Autorinnen und Autoren seltener mit Aufträgen bedacht.

Ich nahm alle Aufträge an, die ich kriegen konnte

Plötzlich wollte nur noch jeder zweite meiner Auftraggeber Texte von mir. Der Satz, den ich damals am meisten hasste: «Wir sind angehalten, jetzt vor allem Texte unserer eigenen Leute zu drucken.» Was tun? Ich nahm alle Aufträge, die ich kriegen konnte: journalistische Arbeiten, PR-Broschüren, Tagungsvorbereitungen, Moderationen. Mein Leben entschleunigte sich nicht, die Stressphasen waren lediglich verschoben. Nachdem ich das Kind morgens in die Kita gebracht hatte, hastete ich an den Schreibtisch. Telefonieren, recherchieren, neue Aufträge akquirieren, schreiben. Manchmal vergaß ich zu essen. Wenn das Kind abends im Bett lag, arbeitete ich weiter, meist bis nach Mitternacht.

Auf die Frage «Wie geht es dir?» hatte ich nur eine Antwort: «Müde.» Die ehrlichere Antwort wäre gewesen: «Mein Leben kotzt mich an.» Aber ich wagte nicht, das genau so zu sagen. Mich kotzten ebenso die Nachfragen an: «Wo ist denn nur deine gute Laune hin? Dein Optimismus? Dein Frohsinn?»

Ja, wo war sie hin, meine positive Einstellung zum Leben? Ganz einfach: Sie war aufgefressen vom Alltag einer Alleinerziehenden.

In der neuen Wohnung angekommen, beantragte ich Wohngeld. Im dafür vorgesehenen Formular gab es das Feld «Einkommen». Dahinein sollte man eine feste Summe schreiben und die entsprechenden Belege beifügen. Ich hatte aber kein regelmäßiges Einkommen, einen Fall wie mich sah das Wohngeldamt nicht vor. Die Sacharbeiterin sagte: «Dann beantragen Sie doch Sozialhilfe.» Ich reagierte nervös: «Ich brauche keine Sozialhilfe, ich arbeite und verdiene Geld. Ich brauche nur ein bisschen Wohngeld wegen der teuren Miete.»

«Ja, wo war sie hin, meine positive Einstellung zum Leben? Ganz einfach: Sie war aufgefressen vom Alltag einer Alleinerziehenden.»

Es dauerte Monate, bis mein Antrag genehmigt war: 60 Mark Wohngeld, sechs Monate lang. Jahre später, als ich wieder einen festen Job hatte, bekam ich Post vom Finanzamt: Ich musste das Geld zurückzahlen.

Jetzt, sechzehn Jahre später, blicke ich zurück auf diese Zeit und mir werden die Knie weich dabei: Was für ein beschissenes Leben damals. Aber ich habe es überwunden. Wenn Freunde sagen: «Du kannst stolz auf dich sein», winke ich ab. Was sollte ich denn machen?

Meine Tochter wurde groß, sie wurde selbstständig, sie hat ein Gefühl für Geld und Zeit. Sie studiert Mathematik, hat Studentenjobs, arbeitet im Ausland. Die Zeit damals hat sie offenbar stärker geprägt, als ich es jemals geahnt hätte. Ich bin mir nicht sicher, ob das gut oder schlecht finden soll. Auf jeden Fall habe ich ihr vorgelebt, dass man sich um sich selbst kümmern muss. Weil es niemand anderes sonst tut. Alleinerziehende heute wissen das, für sie hat sich nicht viel geändert.

Wenn ich meine Tochter heute frage, ob sie Geld brauche, antwortet sie: «Behalt mal dein Geld, Mama, du brauchst es doch auch. Ich komm schon klar.» ■■■

Simone Schmollack ist Redakteurin der Tageszeitung taz.



**Selbstständige in
Deutschland arbeiten
rund
400
Stunden
mehr im Jahr als
Angestellte.**

(FAZ 2014)

Zeit und Zukunft

Die protestantische Ethik hat stets gegen die untätige Ruhe polemisiert. Dabei findet sie ausreichend Quellen in der Bibel, um sich gegen die ökonomische Diktatur von Zeit zur Wehr zu setzen.



Zeit für Ungehorsam

Von Uwe Becker

Die protestantische Ethik könnte viel zur Gestaltung von Zeitpolitik beitragen, schöpft ihr Potenzial aber bei weitem nicht aus. Sie konzentriert sich darauf, den sonntäglichen Kultus, also den Gottesdienst, zu verteidigen. Zwar hat sich die evangelische Kirche immer wieder in die Debatte um die Ladenschlusszeiten am Sonntag oder – in früheren Jahrzehnten – um die vollkontinuierliche Produktion in der Eisen- und Stahlindustrie eingemischt, aber ihre Argumentation war eigenartig reduziert auf die Heiligung des Sonntags durch den Gottesdienst. Anders gesagt: Die Sonntagsruhe wurde eingefordert, damit der Gottesdienst besucht und damit der eigentliche Zweck dieses Tages erfüllt werden kann.

Statt also der arbeitsunterbrechenden Ruhe selbst eine theologische Würdigung zuzuführen wie es die Sabbattradition tut, hat schon die Alte Kirche in Abgrenzung zum Judentum gegen die Ruhe an sich polemisiert. So wusste Augustinus zu warnen, «den Sabbat geistig zu halten und nicht wie die Juden durch körperliches Nichtstun. [...] Der Jude täte lieber nützliche Arbeit auf dem Felde als unzufrieden im Theater zu sitzen.» Auch Luther ist deutlich abgeneigt, dem Sonntag als Ruhetag überhaupt einen theologischen Wert beizumessen. So polemisiert auch er gegen die Sabbattradition, da «dies Gepot nach dem groben Verstand uns Christen nichts» angehe. Noch in einem Artikel des Evangelischen Soziallexikons von 1954 ist zu lesen: «Die Reformatoren sind wieder zum ev. Verständnis des Sonntags vorgedrungen [...] Das hat freilich nicht verhindert, dass auch in der ev. Kirche bald wieder eine Verdunklung des rechten Sonntagsverständnisses (Sabbatarianismus) aufgekommen ist [...] Es ist ev. Pflicht, jeder ›Judaisierung‹ des Sonntags entgegenzutreten [...]»

Ruhe hat eine theologische Dimension, die von hoher sozialer Bedeutung ist

Das Leiden an der Zeit ist in der Soziologie und Chronobiologie zahlreich beschrieben: Die Kultur wachsender Beschleunigung, die Ignoranz von Biorhythmen durch das Diktat ökonomischer Verwendungsmuster der Zeit, die Verdichtung von Arbeit und die Entgrenzung von Arbeit und Leben, der Zeitnotstand im hektischen Geschlechterarrangement, wenn es um die Vereinbarung von Familie und Beruf geht, und schließlich die Praxis der ökonomischen Zeittaktgeber der internationalen Finanzmärkte, die mit Derivat Handel und «Futures» die Zukunft als zeitlichen Renditeraum der Gegenwart definieren und zugleich die soziale Existenz von Millionen von Menschen kolonialisieren.

Das sind nur stichwortartig einige der Gestaltungsfelder, die andeuten, dass es eine zeitpolitische Bewe-

gung braucht, um die gegenwärtige ökonomische Zeittokkupation zu enttarnen und sich gegen sie zur Wehr zu setzen. Die protestantische Ethik hätte diesbezüglich ihre eigenen Quellen und Referenzen, um sich in einer solchen Bewegung zivilgesellschaftlichen «Zeitungehorsams» anzuschließen. Sie müsste sich allerdings darauf besinnen, dass die «Ruhe» eine theologische Dignität hat, die von immenser sozialer Bedeutung ist.

Ökonomische Entschleunigung für eine Ökonomie der Lebensfülle

Man erinnere nur an die alttestamentlich beschriebene Praxis der alle sieben Jahre eingehaltenen Landbrache zur Selbstversorgung der Ärmsten und der alle sieben Jahre praktizierten Entschuldung aller. Beides sind Bestandteile biblischer «Ruhepraxis», die nicht auf die Gottesdienstfeier am Sonntag reduziert werden darf. Es geht um eine «ökonomische Entschleunigung» für eine Ökonomie der Lebensfülle und des Zeitwohlstandes statt des Güterreichtums. Und es geht insofern um die Gewinnung einer protestantischen Ethik, die die Sabbattheologie nicht als erledigt betrachtet, sondern sie fruchtbar aufgreift, um koalitionsfähig zu werden mit den zivilgesellschaftlichen Kräften, die sich jener zeitökonomischen Diktatur kritisch entgegenstellen. Die protestantische Ethik wäre gut beraten, die biblische Ruhedimension angesichts der aktuellen (zeit)ökonomischen Verwendungsimperative neu zu entdecken. ■■

Uwe Becker ist Professor für Sozialethik an der Evangelischen Fachhochschule Bochum. Er ist zudem Vorstandsmitglied der Deutschen Gesellschaft für Zeitpolitik und Autor u. a. von «Sabbat und Sonntag. Plädoyer für eine sabbattheologisch begründete kirchliche Zeitpolitik», Neukirchen-Vluyn 2006.

Nach dem ersten Berufsabschluss kommen weitere 50 und mehr Jahre, in denen gesellschaftliche, technische und andere Entwicklungen weitergehen. Dafür brauchen wir Bildung – und Zeit.

Lebenslang lernen

Von **Sabine Schmidt-Lauff**

Alles Lernen findet in der Zeit statt, und in einer Wissensgesellschaft des lebenslangen Lernens darf Bildungspolitik nicht bei Kindheit und Jugend enden und nicht allein Schule, Ausbildung und Studium im Blick haben. Das Erwachsenenalter ist die längste Phase unseres Lebens, in der wir lernen können. Nach dem Abschluss einer ersten berufsqualifizierenden Phase kommen weitere 50 und mehr Jahre hinzu, in denen technische und gesellschaftliche Entwicklungen weitergehen und ein lebenslanges Lernen nötig machen. Erwachsenenbildung stärkt auch Bildungsgerechtigkeit: Bildungsabschlüsse können in späteren Lebensphasen nachgeholt werden, berufliche Veränderungen werden möglich. Auch verschobene oder spät entdeckte Interessen können realisiert werden, um nur einiges zu nennen.

Eine Zeitpolitik für lebensumspannende Lernchancen bedeutet, den Druck aus dem gesamten Bildungssystem herauszunehmen. Gerade die Phase des Erwachsenenalters unterliegt hohen zeitlichen Belastungen, und zugleich gibt es kein Recht auf lebenslanges Weiterlernen. Zeit ist ein rares Gut und der Mangel der zweithäufigste Grund dafür, nicht an einer Weiterbildung teilzunehmen. Genau deshalb darf lebenslanges Lernen nicht allein in die Verantwortung der Einzelnen gelegt werden und braucht zudem professionelle pädagogische Unterstützung. Scheinbar «zeitfrei» informelle Lernformen (e-learning «mit einem Click ist

alles im Kopf») können Bildungsdefizite nicht kompensieren und benötigen ebenfalls Zeit.

Wie ist es um die Weiterbildung derzeit bestellt?

Langsam ändert sich etwas: Betriebe, die aktiv in der Weiterbildung sind, beziehen immer mehr Beschäftigte mit ein und stellen den Einzelnen immer mehr Lernzeit zur Verfügung. Laut einer Studie des Instituts für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung (IAB) stehen sie selbst längerfristigen Weiterbildungsmaßnahmen (Nachholen von Berufsabschlüssen; Erwerb eines höheren Abschlusses) zunehmend positiv gegenüber, und mehr als 60 Prozent der Betriebe wären auch bereit, sich an den Kosten für diese Maßnahmen zu beteiligen, indem sie die Mitarbeitenden von der Arbeit freistellen. : «Die Zahl der Sabbaticals steigt; immer mehr Chefs begreifen, dass nur, wer geht, verändert wiederkommen kann» (SZ vom 3.8.2013) – Sabbaticals schaffen private Zeitqualität und stärken die Arbeitsleistung.

Statistiken zeigen, dass Teilnehmende jährlich durchschnittlich 43 Stunden für Weiterbildung aufwenden. Dabei verschleiert dieser Mittelwert, dass die Bereitschaft, Zeit für individuelles berufliches Lernen zu investieren, fast drei mal so groß ist (86 Stunden) wie für die betriebliche Weiterbildung (31 Stunden) – und hier sind Lernzeiten am Wochenende, Wegezeit, Nacharbeit noch gar nicht mitgezählt.

Was kann Zeitpolitik noch tun?

Um diese individuelle Bereitschaft zu unterstützen, könnten Arbeitgeber/innen wie Arbeitnehmer/innen noch viel stärker bereits bestehende Freistellungsgesetze der Länder (Stichwort: Bildungsurlaub) nutzen. In ihnen lassen sich längst die unterschiedlichen Interessen von Betrieb und Beschäftigten verbinden. Auch gibt es Gesetze, die zusätzlich für einen finanziellen Ausgleich sorgen (z. B. Bildungsscheck). Der Bildungsurlaub, wie er heute in 13 Bundesländern existiert, unterstützt zum Beispiel auch Auszubildende oder sogenannte bildungsferne Menschen. Über alle diese Möglichkeiten muss allerdings noch viel besser informiert werden.

Auch der Bund hat Instrumente entwickelt, um Betriebe zeitlich wie finanziell zu unterstützen (z. B. Flexi-II-Gesetz zur Absicherung flexibler Arbeitszeitregelungen in Konjunkturzyklen), geringer qualifizierte oder ältere Arbeitnehmer/innen weiterzubilden (z. B. Projektförderung wie WeGebAU)

Für eine moderne Zeitpolitik des lebensumspannenden Lernens gibt es dennoch vielfältige Optionen, die längst noch nicht ausgeschöpft sind. Von grundlegender Bedeutung zur Unterstützung individueller Lerninteressen wie auch betrieblicher Weiterbildung sind neben monetären und zeitlichen Lösungen weitere politische Signale und entsprechende Infrastrukturen auf den verschiedenen Ebenen von Bund, Ländern, Betrieben.

Die Existenz von Anspruchsrechten führt nicht automatisch zu den gewünschten Effekten. Um mehr Chancengleichheit, Transparenz und Zugang zu schaffen, kann man nicht auf Selbstläufereffekte hoffen, weil dann das «Matthäusprinzip» wirksam wird: Wer hat, dem wird gegeben! Was vor allem fehlt, ist weiterhin ein Gesetz auf Bundesebene für das Recht auf ein «lebenslanges», lebensumspannendes Weiterlernen. ■■■

Sabine Schmidt-Lauff ist Professorin für Erwachsenenbildung/Weiterbildung an der TU Chemnitz, derzeit Geschäftsführende Direktorin des Instituts für Pädagogik (IFP). In den Jahren 2010 bis 2014 war sie Vorsitzende und Sprecherin der Sektion Erwachsenenbildung der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft.

Die Verkürzung der Erwerbsarbeitszeit ist derzeit nicht mehrheitsfähig. Wie können wir es trotzdem schaffen, sie für alle entspannter und gesünder zu gestalten?

Arbeit – mit Vergnügen

Von Heide Oestreich

Schon wieder sagt M den Kinobesuch ab. Sie ist einfach zu kaputt. Sie arbeitet in einem Verlag. Völlig unterbezahlt, das ist für kleine Verlage normal. Dazu arbeitet sie frei für andere Verlage. Aber immer wieder gibt es Sonderprojekte, an denen sie bis in die Nacht sitzt. Das Wochenende ist dann der Zeitpuffer, in dem sie ihre freien Aufträge abarbeitet. Um die Tochter kümmern sich dann Großeltern und Kinderfrau. Denn ihr Mann, der arbeitet ähnlich wie sie und hat auch kaum Freizeit.

Vor einigen Jahren war M zusammengeklappt: Angststörung und Depressionen. Sie kam in eine Klinik, wo sie die Sorge begleitete, dass sie nun ihre freien Aufträge verlieren könnte. Und dass ihr Kind sie vermissen würde oder – noch schlimmer – nicht vermissen, weil es sich an anderen Personen orientiert.

In der Klinik lernt M Stressbewältigung. Sie meditiert. Mehrmals am Tag drei Minuten lang nur auf den Atem konzentrieren. Wichtige und unwichtige Aufgaben unterscheiden. Und die Angst vor Misserfolg bekämpfen. Wenn ich es mal nicht schaffe, dann geht auch nicht gleich die Welt unter. Die anderen werden Verständnis haben. Lauter Sätze gegen die Angst, dass man hinausrutscht aus dem Arbeitsleben.

Das Meditieren hilft. Gegen die Schlaflosigkeit ist es ein gutes Mittel geworden. Gegen die Angst eher nicht. Bald soll der Verlag verkauft werden, und was ist dann?

Rund um uns kennen wir solche Beispiele. Wir neigen zum Individualisieren: M war schon immer so perfektionistisch, das sollte sie sich einfach mal abgewöhnen. Ja, stimmt. Aber das ist nur die halbe Wahrheit. Denn der innere Druck trifft auf äußeren Druck. Ms Chef geht schlicht und einfach davon aus, dass sie Mehrarbeit leistet, schließlich sitzt sie auf einer beliebten Stelle im Verlag, Hunderte andere würden sich die Finger ... und so weiter.

Fehltagewegen Depression haben sich verdoppelt

Man kann es drehen und wenden wie man will, es ist unser Arbeitsregime, das Menschen krank macht. Arbeitsverdichtung und Entgrenzung, die berühmten E-Mails nach Feierabend sind die Stichworte. Die DAK ermittelt die durchschnittlichen Fehltagewegen Depressionen: Sie haben sich in den vergangenen zehn Jahren verdoppelt, 2014 kamen auf hundert DAK-Versicherte 112 Fehltagewegen. Die Kasse rät zur Prävention. Doch das ist ein unbestelltes Feld, die meisten Arbeitgeber haben keinen Schimmer, was sie tun könnten – und auch die Arbeitnehmer/innen selbst sehen meist keine Möglichkeit, der Mehrarbeit zu entkommen.

Genau dieses Gefühl der Arbeitnehmer/innen ist es auch, das die Gewerkschaften hilflos reagieren lässt. Zahlreiche Initiativen fordern eine Arbeitszeitverkürzung, zumeist mindestens mit Lohnausgleich in den unteren Einkommensgruppen. Aber der große Bündnispartner fällt weitgehend aus: Man habe in den Betrieben nachgefragt, ob die Mitglieder mit diesem Thema zu mobilisieren seien: Die Antwort lautete Nein, so erklärt Jörg Wiedemuth von ver.di in der *Jungen Welt* die traurige Realität. Die Menschen befürchten weitere Lohnkürzungen – nicht von ungefahr: Teilzeitarbeit ist generell schlechter bezahlt als Vollzeit. Und oft verdichtet sich die Arbeit noch mehr, wenn man die Arbeit einer 40-Stunden-Stelle in eine 30-Stunden-Stelle drückt. Zudem seien in den Dienstleistungsberufen Teilzeitstellen ohnehin an der Tagesordnung, dass man nun noch mehr von diesen schlecht bezahlten Jobs einrichten wolle, sei nicht vermittelbar.

Es ist also eine nicht ganz so große Avantgarde, die eine Arbeitszeitverkürzung fordert. Dafür aber wortgewaltig: Der Philosoph Patrick Spät in seiner Streitschrift «Und was machst Du so?»: «Die Lohnarbeit ist ein Selbstmord auf Raten. Sie hält uns von allem Schönen und Freudvollen ab: Wir haben immer weniger Sex, wir essen Junkfood aus der Mikrowelle, wir spielen nicht mehr mit unseren Kindern, wir unterhalten uns mehr mit unseren Geschäftskunden als mit unseren Lebenspartnern und Freunden, wir sehen die Natur nur noch im Fernsehen. Erst die Arbeit, nie das Vergnügen.»

Der Soziologe Richard Sennett gehört zu den Befürwortern der 30-Stunden-Woche, Attackies sowieso, die Arbeitsgruppe alternative Wirtschaftspolitik verfasste 2011 zu diesem Zweck bereits



Zeit und Zukunft

ein Manifest. Und die linke Feministin Frigga Haug möchte schon lange eine Vier-in-einem-Perspektive verwirklichen: Die 16 Stunden, in denen wir wach sind, sollen zu gleichen Teilen auf die Erwerbsarbeit, Reproduktionsarbeit, politische Arbeit und individuelle Entwicklung aufgeteilt werden. Das würde – wie viele dieser Vorstellungen – die Kombination mit einem Grundeinkommen erfordern.

Der soziale Status eines und einer jeden steht und fällt immer noch mit dem Beruf

Doch die Probleme sind immer gleich: Ein Grundeinkommen jenseits von Hartz IV ist in unserer Gesellschaft im Moment undenkbar. Und die Arbeitszeitverkürzung ist ebenfalls nicht mehrheitsfähig. Warum? Weil die Erwerbsarbeit zu einer Art Ersatzreligion geworden ist. Der soziale Status eines und einer jeden steht und fällt mit dem Beruf. Davon können etwa die Hausfrauen ein Lied singen, die immer in einer merkwürdigen Zwischenposition lebten: Eigentlich war ihr Status als Nichterwerbstätige eher niedrig, doch wurde er ihnen als insgeheim hoher Status verkauft. Das verlogene Motto lautete: Die Haus- und Sorgearbeit der Frauen ist unbezahlbar. Die Hausfrau wurde geradezu zum Refugium vor der bösen Erwerbsswelt stilisiert: Sie war die Person, die sich der kapitalistischen Verwertbarkeit des Menschen widersetzte – quasi ein Hort des Widerstands.

De facto allerdings sind Hausfrauen massiv unterbezahlte Arbeiterinnen. Das rückt immer stärker ins gesellschaftliche Bewusstsein, worunter konservative Hausfrauen leiden, die immer der Ideologie der guten Seele im Haus gefolgt waren und sich nun erst entwertet fühlen. Dabei waren sie es schon immer.

Von den Frauen kann man auch lernen, dass Teilzeitarbeit ebenfalls massiver Abwertung unterliegt. Neun von zehn Teilzeitarbeiter/innen sind Frauen. Siebzig Prozent der Mütter mit kleinen Kindern arbeiten in Teilzeit. Hier haben wir also bereits einen Großversuch mit Arbeitszeitverkürzung, der keineswegs ermutigend ist.

Die Idee der Arbeitszeitverkürzung hat also zwei gravierende Probleme: Das eine ist die finanzielle Absicherung. Das zweite ist unser kollektives Unbewusstes: Nur der, der viel arbeitet, hat einen hohen Status, haben wir verinnerlicht. Und das ist ein sehr starkes Bild. Wer weniger da ist, ist weniger wert. Generalvorwurf: Faulheit und mangelndes Commitment, Desinteresse. Geradezu beleidigt fühlen sich die Chefs, wenn jemand signalisiert, dass er oder sie noch ein Leben außerhalb der Arbeit hat, und reagieren, vielleicht gar nicht bewusst, mit Liebesentzug, und das ist immer auch Beförderungsentzug. Die Frauen in Teilzeit bestätigen das.

Wie kann man ansetzen? Wenn man diesseits des Grundeinkommens bleiben will, muss es mehr Möglichkeiten für bezahlte Auszeiten oder Teilzeit geben.

Der Kollegin M hätte ein Sabbatical von einigen Monaten vielleicht gereicht, um nicht vollends in ihre Angstattacken hineinzurutschen. Sie hätte dann auch nicht den Stempel der «Kranken» (= nicht Leistungsfähigen) fürchten müssen.

Von dem Modell der Familienzeit könnten auch Nichteltern profitieren

Auszeit oder Teilzeit: Ein Einfallstor dafür könnte die Familienzeit von Frauenministerin Manuela Schwesig (SPD) sein: Das entfallende Arbeitsentgelt wird dabei vom Staat in einem begrenzten Rahmen finanziell aufgefangen. Ein Grund auch für Nichteltern, sich für dieses Modell einzusetzen: Denn es ist ausbaufähig. Zunächst begründet man es mit der gesellschaftlich allgemein anerkannt notwendigen Familienarbeit, dann kommt die Sorge für ältere Menschen dazu, und schließlich können sich auch die anderen andocken: Eine Phase der Arbeitsverkürzung, weil man die Zeit für sich einfach gerade braucht – auf dieser Schiene könnte man allen ein entspannteres Arbeitsleben ermöglichen.

Die zweite Frage, die nach unserem Unbewussten, lässt sich ähnlich beantworten. Wieder sollten die Nichteltern Huckepack reisen, denn ein Umbau ist bereits in Vorbereitung. Eltern können mit dem Elterngeld plus gleichzeitig in großer Teilzeit, also 30 Stunden, arbeiten. Ideologisch ist das fest abgesichert, schließlich geht es um das Wohl unseres Nachwuchses. Und wenn Väter erst einmal merken, dass die gewonnenen 10 Stunden sie entstressen, dann könnten sie auf die Idee kommen, in großer Teilzeit weiterzuarbeiten. Und wenn dann die vermeintlichen Leistungsträger, also die Männer, auf den Geschmack gekommen sind, dann müssen Unternehmen mitziehen und auch ihre Führungsjobs in großer Teilzeit anbieten. Und wenn wir alle gemerkt haben, dass die Welt dann auch nicht untergeht, ist es Zeit, dieses Modell auf alle auszuweiten.

Vorteil: Kein Systemwechsel mitsamt seinem ideologischen Brimborium ist nötig. Es gibt eine Schiene, auf die wir langsam und leise einbiegen können und sie dann gemütlich weiterfahren. Am Ende stehen entspanntere Arbeitnehmer/innen, die immer weniger Angst vor Leistungsausfall haben müssen. Und damit auch weniger Depressionen entwickeln dürften. ■■■

Heide Oestreich ist Redakteurin bei der taz.

« Nur der, der viel arbeitet, hat einen hohen Status. Wer weniger im Betrieb ist, ist weniger wert. Der Generalvorwurf lautet: Faulheit und mangelndes Engagement, Desinteresse. »

! Deutsche Arbeitnehmer in Vollzeit leisten pro Monat mehr als **5 Überstunden** (2,4 bezahlt; 3,0 unbezahlt) – die meisten im europäischen Vergleich.

(Institut für Arbeitsmarkt und Berufsforschung 2014)

Familien nehmen sich immer noch viel Zeit für das gemeinsame Essen – schaffen es aber immer seltener zu vermitteln, wie gute Gerichte zubereitet werden. Kitas, Familienzentren und Ganztagschulen sollten das als Bildungsauftrag begreifen.

Es ist angerichtet

Von **Uta Meier-Gräwe**

Allen pessimistischen Prognosen zum Trotz: Gemeinsam zu essen gehört in Deutschland – wie in anderen europäischen Ländern auch – nach wie vor zu den Aktivitäten, für die in der Familie die meiste Zeit aufgewendet wird. Das belegt auch die dritte repräsentative Zeitverwendungsstudie 2012/13, durchgeführt vom Statistischen Bundesamt in Wiesbaden. Wenngleich im Durchschnitt viele Menschen auch mehr außer Haus essen, versuchen gerade Familien, ungeachtet unterschiedlicher Tagesrhythmen aller Familienmitglieder, sich im Alltag und noch mehr am Wochenende Zeit für das gemeinsame Essen zu nehmen. Trotz «gefühlter» und faktischer Zeitknappheit wissen vor allem Mütter um die identitätsstiftende Wirkung von Familienmahlzeiten und investieren ein ganz erhebliches kreatives und logistisches Potenzial, um zumindest einmal am Tag alle um den Esstisch zu versammeln.

Bei Tisch geht es zwar auch darum, Hunger und Durst zu stillen, aber auch um das, was die Familienforschung «Doing Family» nennt: Familie muss im Alltag immer wieder neu hergestellt und erfahren werden. Gemeinsam zu essen ist eine gute Gelegenheit dafür, ein Ritual, an das sich Kinder später gern erinnern. Der Duft des Lieblingsgerichts oder bestimmter Zutaten, die im Erwachsenenalter wiedererkannt werden, wecken Bilder im Kopf und sind häufig Anlass für Familiengeschichten aus der Kindheit. «Weißt du noch, wie Mama dann immer versucht hat, den Karpfen blau gerecht zu verteilen? Oder wie köstlich ihr Apfelstrudel war?»

Kinder üben bei Tisch soziale Kompetenzen ein, sie lernen, andere zu Wort kommen zu lassen, erfahren, wie sich Familienzusammenhalt anfühlt und was Essgenuss ist. Die

Esskultur des «Slow Food» zumindest einmal am Tag zu praktizieren, das heißt, sich Zeit zum Essen zu nehmen anstatt zu schlängeln, ist Teil einer gesunden Lebensweise und einer dementsprechenden Ernährungssozialisation. Beim gemeinsamen Essen werden Regeln und elementare Kulturtechniken vermittelt. Im Übrigen erlernen Kinder Tischregeln nahezu beiläufig, wenn sich auch Erwachsene daran halten.

Die gemeinsame Mahlzeit ist eine kostbare alltägliche Gelegenheit für Kommunikation und Austausch. Wie war der Tag der anderen? Was haben die Kinder heute erlebt? Wen haben sie getroffen? Manche Familien praktizieren auch einen schönen Brauch aus fernen Ländern – immer ein Gedeck mehr aufzulegen, als Personen anwesend sind. Erwiesen ist jedenfalls, dass ein offenes Haus kommunikationsfähige und tolerante Kinder sozialisiert. Bemerkenswert ist schließlich, dass Kinder, in deren Herkunftsfamilien regelmäßig gemeinsam gegessen wird, ein deutlich größeres Vokabular haben und weniger anfällig für Essstörungen und Übergewicht sind. Food Literacy, also die Fähigkeit, den Essalltag selbstbestimmt, verantwortlich und genussvoll zu gestalten, wird zuerst in der Herkunftsfamilie erworben – oder eben nicht.

Mütter wünschen sich mehr Entlastung durch Partner, Kita und Schule

Dass «Liebe durch den Magen geht», ist nicht neu, auch nicht, dass Mütter sehr darum bemüht sind, den Geschmack ihrer Kinder und Partner zu berücksichtigen. Sie erweisen sich auch in der entstrukturierten Moderne unserer Tage als einfallreiche Choreografinnen, wenn es darum geht, den Essalltag zu organisieren: allerdings wünschen sie sich mehr Entlastung durch den Partner, die Kinder und vor allem durch verlässliche und

qualitativ hochwertige Verpflegung in Kita und Schule. Denn Mütter sind quer durch alle sozialen Milieus immer noch diejenigen, die für das «Alltagskochen» und seine Organisation von den Zutaten bis zur Entsorgung weitgehend allein zuständig sind.

Was die Qualität des Essens betrifft, gibt es jedoch erhebliche Unterschiede zwischen verschiedenen Bildungsgruppen und sozialen Milieus. Akademikerinnen legen großen Wert auf gesundes Essen und regionale Produkte. Sich vegetarisch oder vegan zu ernähren, liegt voll im Trend. Anders gehen Mütter aus dem Arbeitermilieu und in sonstigen prekären Lebenslagen vor. Sie identifizieren sich häufig explizit mit ihrer Versorgerinnenrolle und richten sich eher unkritisch nach den Wünschen und geschmacklichen Präferenzen ihrer Partner und Kinder. Signifikant häufiger als in anderen Milieus läuft in der gemeinsamen Zeit des Essens der Fernseher.

Quer durch alle sozialen Milieus allerdings werden Kulturtechniken des Essens immer weniger an die Kindergeneration vermittelt, wird sie in die Herstellung von Mahlzeiten eingebunden. Das Hotel Mama macht's möglich, und Zeitmangel ist eine der Ursachen. Es wäre Aufgabe einer präventiv orientierten Verpflegung in Kitas, Familienzentren und Ganztagschulen, Kindern und Jugendlichen aus unterschiedlichen Milieus Lust auf gutes Essen zu machen. Sie könnten Geschmacksbildung als Teil des Bildungsauftrags begreifen, ihnen vielfältige Gelegenheiten bieten, sich in Gemeinschaft an der Zubereitung von schmackhaften Gerichten zu üben. Die Lust auf gemeinsames Essen stellt sich dann von ganz alleine ein. ■■■

Uta Meier-Gräwe ist Professorin für Wirtschaftslehre des Privathaushalts und Familienwissenschaften an der Justus-Liebig-Universität Gießen. Sie ist Mitglied der familienpolitischen Kommission der Heinrich-Böll-Stiftung und Sachverständige für die Erstellung des Zweiten Gleichstellungsberichts der Bundesregierung.



105 Minuten

nehmen sich die Menschen in Deutschland pro Tag Zeit zum Essen und Trinken. Dieser Wert liegt deutlich unter dem der Türkei (162 Minuten), aber deutlich über dem der USA (74 Minuten).

(Statista 2015)

Es ist natürlich richtig, dass mehr Frauen auf die oberen Stufen der Karriereleiter gehören. Aber es ist auch Zeit zu fragen: Ist Entschleunigung, ist entspanntes Runterrutschen nicht viel attraktiver?

Seid faul, Frauen!

Von **Katrin Gottschalk**

Frauen machen Karriere. Frauen machen den Haushalt. Frauen machen Kinder. Frauen machen Altenpflege. Frauen machen sich hübsch. Frauen machen sich die Beine glatt. Frauen machen sich die Haare schön. Frauen machen Sport. Frauen machen Wellness. Frauen machen Frühstück. Frauen machen Mittag. Frauen machen Abendbrot. Frauen machen Frauenabend. Machen Frauen eigentlich mal frei?

Die Ansprüche an Frauen sind heute so hoch wie noch nie zuvor. Was auf den ersten Blick wie ein bunter Reigen an Wahlfreiheiten aussieht, ist am Ende nichts anderes als neoliberaler Zwang zum Erfolg auf allen Ebenen. Oder wie Laurie Penny in ihrem Buch «Unsagbare Dinge» schreibt: «Wer verhindern will, dass Mädchen etwas erreichen, zwingt sie am besten dazu, alles zu erreichen.» Alles ist Arbeit. Und in allem könnten Frauen noch besser sein. Penny schreibt: «Genderidentität ist Arbeit.»

Frauen sind gestresst. Laut einer Umfrage der Techniker Krankenkasse 11 Prozent gestresster als Männer. Dazu haben auch einige feministische Ansätze der vergangenen Jahre beigetragen, indem sie sich darauf fokussiert haben, dass Frauen auf der Karriereleiter nach möglichst ganz oben klettern können, auch mit Kindern. Vollkommen zu Recht. Mit keiner Logik der Welt ist es erklärbar, warum derzeit etwa nur eine Frau Chefredakteurin einer überregionalen Zeitung in Deutschland ist.

Frauen müssen die gleichen Rechte haben wie andere auch. Genauso, wie Homosexuelle auch ein Recht auf die Eheschließung

haben sollen. Gleiche Rechte für alle. Das wäre gerecht für die Welt, in der wir leben. Aber ist das denn die Welt, in der wir leben wollen? Mit der Chefposition, die das Privatleben absorbiert. Mit der Ehe als Institution. Müssen wir wollen?

Paul Lafargue begegnete schon 1880 dem «Recht auf Arbeit» mit dem «Recht auf Faulheit». In seiner Analyse schreibt er: «Aber damit ihm seine Kraft bewusst wird, muss das Proletariat die Vorurteile der christlichen, ökonomischen und liberalistischen Moral mit Füßen treten; es muss zu seinen natürlichen Instinkten zurückkehren, muss die Faulheitsrechte ausrufen.»

Fast ein Jahrhundert später, 1976, wurden im Gesetz Richtlinien zur Gleichberechtigung verankert.

Für Lafargue führte das Recht auf Arbeit nach Marx lediglich dazu, dass in Zeiten der Industrialisierung nun auch Frauen und Kinder in den Fabriken malochen mussten – zu grausigen Bedingungen. Kapitalismus, Industrialisierung, Getriebe. Dass Faulheit der Sand darin sein kann, verrät schon der Wortstamm der Industrialisierung: Industria beschreibt auf Lateinisch «eine beharrliche, nachhaltige Tätigkeit; Betriebsamkeit; Fleiß».

Dass das Verweigern von jeglicher Arbeit von größerem Erfolg gekrönt sein kann als Fleiß, haben Frauen in Island vor genau 40 Jahren gezeigt. Am 24. Oktober 1975 riefen sie zum Generalstreik auf und legten jegliche Arbeit nieder – die Erwerbs- wie auch die Reproduktionsarbeit. 90 Prozent beteiligten sich.

Das Telefonnetz des Landes brach zusammen, Schulen blieben geschlossen, Hemden ungebügelt.

Mit nur einem Tag Arbeitsverweigerung hatten die Frauen den Wert ihrer Arbeit verdeutlicht. Ein Jahr später wurden im Gesetz Richtlinien zur Gleichberechtigung verankert. Vier Jahre später hatte Island seine erste weibliche Präsidentin und gilt heute weltweit als eines der Länder, in denen die Gleichberechtigung mehr als anderswo Realität wurde.

Die isländischen Frauen waren nicht faul im Oktober 1975. Sie gingen auf die Straße, demonstrierten. In ihrem Aufruf sprachen die Initiatorinnen allerdings nicht von Streik – sondern von «einem Tag frei» machen. «Streik» hätte so manche vielleicht abgeschreckt, «ein Tag frei» klingt, wonach sich überarbeitete Menschen sehnen. «Ein Tag frei» wirkt harmlos. Der 24. Oktober 1975 war alles andere als harmlos. Er war ein starkes Zeichen, was Frauen erreichen können, wenn sie sich durch kollektives Miteinanderabhängen auf den Straßen widersetzen. ■■■

Katrin Gottschalk ist Chefredakteurin des *Missy Magazine*. Für die *Frankfurter Rundschau* schreibt sie regelmäßig über Netzthemen, Politik, Gesellschaft und Kultur. Sie studierte Kulturwissenschaften und -journalismus und forscht gerade, sehr langsam, zu faulen Frauen in der Popkultur.

Ein Bekenntnis von Karlheinz Geißler

Gewogen, nicht gezählt: Uhrlos glücklich

Von **Karlheinz Geißler**

«Herr Geißler, Sie leben seit vielen Jahren ohne Uhr. Warum?» So, oder so ähnlich lautet fast immer die Eingangsfrage, wenn mich ein Journalist oder eine Journalistin zu meinen Zeitstudien befragt. Die Frage bereits sagt viel, sehr viel, über unser Zeitverständnis, unseren Umgang mit Zeit und darüber wie unsere Gesellschaft tickt. Ich besitze auch kein Klavier, doch danach fragt kein Mensch, das scheint auch niemanden zu interessieren.

Wir leben, so wie es aussieht, in einer Gesellschaft in der man sich für das Nichttragen einer Uhr rechtfertigen, zumindest aber erklären muss, für den Nichtbesitz eines Klaviers aber nicht. Obgleich die Gesetzeslage es durchaus erlaubt, auf die Uhr zu verzichten, wird der uhrlose Mensch zu einem Sonderling, zu einem Exot, zu einem der irgend etwas falsch macht, erklärt. Verwunderlich, trägt doch die Mehrheit der Weltbevölkerung keine Uhr am Arm. Nicht, weil sie dafür kein Geld hat, sondern weil sie mit der Uhr gar nichts anfangen kann. Ihr Leben folgt nämlich nicht dem Takt der mechanisch hergestellten toten Uhrzeit, sondern den Rhythmen der äußeren und inneren Natur und deren Zeitsignalen. Nicht die Uhr sagt ihnen was die Stunde geschlagen hat, sondern der Körper, die Sterne, die Pflanzen und Tiere in ihrer Umgebung tun's.

Sie brauchen, wie ich auch, keine Uhr, denn diese sagt ja nicht, wie der Körper und die Sterne, was wann zu tun ist. Die Zeiger bestätigen mir, dass jeder Tag gleich lang ist, aber sie sagen nichts über die unterschiedliche Breite der Tage. Auf diese kommts doch

an, sie erst macht die Tage mehr oder weniger interessant, verleihen ihnen Farbe und Qualität. Die Tage, Wilhelm Hauff hat darauf hingewiesen, werden gewogen, nicht gezählt. Zum Wiegen der Tage aber eignet sich die Uhr nicht. Daher brauche ich keine Fessel am Handgelenk die mich an eine tote, mechanisch produzierte Zeit bindet und mich davon abhält, auf meine Leidenschaften, Gefühle, Wünsche und das, was um mich herum vor sich geht, zu schauen.

Die Zeit will ich in die Breite, nicht in die Länge leben. Und in die Breite kann man die Zeit nur dann leben, wenn man des Öfteren nicht weiß, wieviel Uhr es ist. Es sind nicht die Stunden, und sind sie noch so exakt, die ich leben will, ich will die Stündchen, die von Situation zu Situation unterschiedlich langen und bunten, genießen. Denn ich habe die Erfahrung gemacht, dass die Stunden, die im Leben zählen, die Stunden sind, die nicht gezählt werden.

In den Regionen des zeitlich nicht Vermessenen, des Unbestimmten und Ungefähren siedelt das Glück. Was aber ist das für ein Vergnügen, sich von den Zeigern sagen zu lassen, wann man sich freuen und amüsieren darf? Und noch weniger Freude macht es, seine Mitmenschen – und dazu nötigt dieses zum Teilen und Sortieren erfundene tickende Leitmedium der Zeitorganisation – in pünktliche und unpünktliche, in taktvolle und taktlose Zeitgenossen und Zeitgenossinnen einzuteilen. Mir macht das keinen Spaß, mir sind solche Zuschreibungen zu schlicht und zu unsozial. Ich möchte in keiner Welt leben, in der der Blick auf den Chronome-

ter den Menschen ein schlechtes Gewissen macht, wenn ihre Zeitnatur sie zum Trödeln, zum Bummeln, zum Zögern und Zaudern und zum Pausieren verführt. Und ich fühle mich in keiner Umgebung wohl, in der ich vom Leben bestraft werde, wenn ich zu schnell und vom Chef, wenn ich zu langsam bin. Die Zeit ist zum leben, nicht zum messen da.

Zeitzufrieden und mit der Zeit in Frieden leben kann man nur dann, wenn man die Uhr hin und wieder ignoriert, sich ihrem Diktat ab und an entzieht, sie immer mal wieder keines Blickes würdigt und ihr, wenn sie im Outfit eines Weckers daherkommt, auch öfters mal kein Ohr leiht. Nur wenn man der Verführung widersteht, im Takt der Uhr und ihrer Zeitanzeige das Maß und das Vorbild für die Daseinsgestaltung zu sehen, kann man die Zeit als Freundin gewinnen. Belohnt wird man in diesem Fall mit jenen ungeahnten Vergnügungen, Erfahrungen und Erlebnissen, die die Abwesenheit der Uhr und ihres Zeitdiktats zur Voraussetzung haben. Das wollten uns die Brüder Grimm mit ihrem Märchen vom Wolf und den sieben Geißlein sagen, als sie das einzige Geißlein, das der Gefräßigkeit des Wolfs entkam, in den Uhrenkasten fliehen ließen. An einen Ort, von dem man weder Zeiger noch Ziffernblatt sehen kann. Nur dort kann man überleben.

Mit der Uhr und ihrer Zeit kann man im doppelten Sinne rechnen, man kann mit ihr planen und Ordnung machen, leben aber, so wie ich mir Leben vorstelle und wünsche, kann man mit der Uhr nicht. Da geht's mir wie Johann Peter Hebel, der in einem Brief schreibt: »Es ist gar herrlich so etwas Vagabundisches in das Leben zu mischen (...) Man fühlt doch wieder einmal, dass man der Erde nicht angehört, und dass man ein freier Mensch ist, wenn man wie der Spatz alle Abende auf einem anderen Ast sitzen kann«. Das geht auch ohne Uhr und wahrscheinlich geht's auch nur ohne sie. Kurzum, man muss keine Uhr tragen, es reicht völlig, sie zu ertragen. ■■■

Karlheinz Geißler schreibt, lehrt und lebt in München (→ www.timesandmore.com). Er hat mehrere Bücher zum Thema Zeit veröffentlicht, das neueste: Geißler Karlheinz/ Geißler Jonas: »Time is Honey. Vom klugen Umgang mit Zeit«, Oekom Verlag, München 2015.

Zum Lunch mit Stefan Klein



Interview: **Annette Maennel**

3 Uhr im Café Einstein Unter den Linden. Stefan Klein ist pünktlich. Wir haben genau eine Stunde Zeit, um über Zeit zu sprechen und dabei zu essen. Danach wird er im Funkhaus für den ORF erwartet. Wir müssen uns also beeilen. Um uns herum ist es laut: Herr Klein, was ist Zeit für Sie?

Stefan Klein: Die Frage ist, ob es so etwas wie Zeit in einem physikalischen Sinn überhaupt gibt. Die Zeit, in der wir leben und die wir erleben, ist nicht die Zeit, die die Uhr anzeigt, sondern etwas viel Weicheres: Sie ist dehnbar, streckbar, stauchbar.

Wir arbeiten weniger und leben länger, und im Haushalt helfen Maschinen. Und dennoch meinen viele, zu wenig Zeit zu haben. Logisch ist das nicht.

Nein. Logisch ist das nicht. Eine Industriearbeiterin hatte 1890 in Deutschland zur Hochzeit der Industrialisierung ein massives Zeitproblem. Sie war 60 Stunden die Woche abhängig beschäftigt und hatte Kinder und Familie. Darüber wurde aber nicht geredet. Heute haben sehr viele Menschen – nicht alle – mehr Wahlmöglichkeiten im Leben. Diese Freiheit führt dazu, dass uns die Zeit knapp erscheint. Dazu sind wir einer ständig zunehmenden Menge an Reizen ausgesetzt.

Liegt es nicht daran, dass es uns bisweilen schwerfällt, uns für etwas zu entscheiden? Und darf ich erwarten, dass alle meine Ansprüche auf gleichzeitige Karriere, Familie, Hobbys, Reisen und Wellness-Wochenenden mit mehr individueller Zeit berücksichtigt werden?

Sie sprechen mir aus der Seele. Es gibt Leute, die haben sich Entschleunigung auf die Fahnen geschrieben. Das ist ein antimoderner Diskurs. Erstens ist überhaupt nicht klar, wie die angeblich so entschleunigte Gesellschaft politisch umgesetzt werden soll. Zweitens glaube ich nicht, dass es irgendjemand wirklich will. Die Leute genießen es doch, dass in

ihrem Leben etwas los ist. Es gibt natürlich einen Teil von Menschen in unserer Gesellschaft, die keine Wahl haben. Menschen, die kaum von ihrer Arbeit leben können. Das sind nicht unbedingt die, die jammern. Aber die haben ein ganz reales Problem.

Wer jammert denn am meisten?

Der gefühlte Zeitdruck ist umso höher, je wohlhabender die Menschen sind. Das ist erst einmal ziemlich erstaunlich, weil diese Leute, die sich so über den Zeitdruck beklagen, Dienstleistungen einkaufen können, die sie entlasten: Putzfrau, Kinderfrau ... Warum klagen sie also? Je weniger sie durch andere Faktoren eingeschränkt sind, wie zum Beispiel zu wenig Geld, und je mehr Möglichkeiten sie im Leben haben, umso mehr mangelt es ihnen an Zeit, all das zu tun, was möglich wäre.

Wie steht es um unsere Zeitplanung?

Unsere Lebenserwartung ist gewaltig angestiegen. Aber wir leben noch in den alten Zeitmustern: Mit 30 sollst du wissen, wo du beruflich stehst, mit 40 einen großen Teil deiner Karriere geschafft haben, und mit 50 brauchst du überhaupt nicht mehr zu versuchen, dich anderswohin zu bewerben, weil du mit 65 in Pension gehst. Das ist absurd. Wir drängen viel zu viel in die ersten 35 Lebensjahre hinein. Wir müssen die Lebensarbeitszeit anders verteilen, und das ist etwas, wo die Politik sehr viel tun kann. Beispielsweise müssen wir weg von einem starren Rentenalter. Man könnte überlegen, Einkommen und Erwerbsarbeit über längere Zeiträume zu strecken. Dafür ist unser heutiges System nicht gemacht.

Was muss der Mensch tun oder wie muss er sein, damit er die richtige Balance findet? Ein, wie Sie sagen, «befriedigendes Zeiterleben»?

Erstens geht es da um persönliche Werte. Diese Fragen sind nicht abgehoben, sie stel-

len sich ganz konkret. Nehme ich als Freiberufler noch einen Auftrag an oder verbringe ich die Zeit mit meinen Kindern? Wie viel Karriere im Unternehmen will ich, und was ist der Preis? Es geht, zweitens, darum, dass sie ihre eigenen Bedürfnisse, aber auch Ängste kennen. Das, was sich vielen Menschen als Zeitmangel darstellt, ist sehr häufig eine Angst vor irgendetwas. Denken Sie an die gestressten Mütter, die meinen, vor dem Kita-Geburtstag noch einen Kuchen backen zu müssen, und sich dann furchtbar geheizt fühlen.

Was ist das Problem?

Dass sie Angst hat, als Rabenmutter dazustehen, wenn sie ihr Kind mit einem gekauften Napfkuchen in die Kita schickt.

Lassen Sie uns noch einmal über die sozialen Medien sprechen. E-Mails, Facebook, Twitter, Instagram ... kosten Zeit.

Twitter ist im Prinzip ein tolles Medium. Ich habe es drei Monate lang gemacht, bis ich anfang, mein letztes Buch zu schreiben. Dann merkte ich: Das kann ich nicht. Ich kann nicht ein Buch schreiben und twittern. Das war dann meine letzte Twittermeldung. Es geht nicht um die paar Minuten, die Sie auf Ihr Twitter- oder Facebook-Account starren. Es geht um jede einzelne der Störungen. Sie müssen sich von jedem Blick auf Twitter, oder was immer Sie haben, erholen. Sie müssen buchstäblich zurückfinden in das, was Sie eigentlich tun wollen. Und das kostet verdammt viel Zeit. Ökonomisch gesprochen: Wir gehen lausig schlecht um mit unserem Humankapital. Lausig!

Wir blicken auf die Uhr: Stefan Klein wird zu spät zum ORF kommen.

Stefan Klein ist Physiker, Wissenschaftsjournalist und Autor des Bestsellers «Zeit. Der Stoff, aus dem das Leben ist», S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main 2006.

Annette Maennel ist Leiterin der Abteilung Kommunikation der Heinrich-Böll Stiftung und schreibt für den Blog → www.weiblick.com



In Deutschland verbringen die Menschen im Schnitt

32 Minuten

mit Lesen am Tag.

(Statistisches Bundesamt 2015)

Themenschwerpunkt «Zeitpolitik» in der Heinrich-Böll-Stiftung

Familienpolitik in der Heinrich-Böll-Stiftung

Die Frage der Vereinbarkeit

Die aktuelle Zeitverwendungsstudie von Prof. Dr. Uta Meier-Gräwe und Nina Klünder (siehe S. 20) hat gezeigt: Familienarbeit, Erwerbsarbeit, Erholung und gesellschaftliches Engagement zugleich und möglichst erfolgreich zu schaffen, setzt vor allem Familienhaushalte unter Druck. Die Folge: Einzelne Tätigkeiten müssen mit immer knapperen Zeitkontingenten auskommen oder werden ganz vernachlässigt. Um das zu ändern, müsste die Effizienz gesteigert werden. Insbesondere aber die Bereiche des sozialen Miteinanders entziehen sich dieser Logik: Kindern kann ein Buch nicht sinnvoll schneller vorgelesen werden, politische Debatten können nicht schneller geführt werden und persönliche Regeneration braucht eben die Zeit, die dafür notwendig ist.

Vereinbarkeit funktioniert nur, wenn einzelne Zeitkontingente reduziert werden können, anstatt sie aufzusummieren. An dieser Stelle ist die Politik gefragt, denn Auszeiten und Vereinbarkeit sind sowohl ein Frage der finanziellen Absicherung als auch eine der zuverlässigen öffentlichen Infrastruktur. Hier sind auch Arbeitgeber und Tarifpartner gefragt, denn es geht auch um Unternehmenskulturen und Karrierewege, in denen es möglich und normal werden muss, auch mit einer Teilzeitstelle aufzusteigen, Jobsharing zu etablieren oder ein Rückkehrrecht in Teilzeit tariflich festzulegen. Zahlreiche weitere politische Maßnahmen ließen sich nennen.

Die familienpolitische Kommission der Heinrich-Böll-Stiftung existiert seit Mai 2015. Sie soll einen ideologiefreien Blick auf die Familienpolitik werfen und lebensnahe, sozial gerechte Reformperspektiven aufzeigen.

Die Kommissionsmitglieder sind:

Gesine Agena, Mitglied Bundesvorstand
Bündnis 90/Die Grünen

Dr. Franziska Brantner, MdB (Bündnis 90/
Die Grünen), Vorsitz

Anke Domscheidt-Berg, Gründerin
fempower.me

Dr. Robert Habeck, Minister für Energiewende,
Landwirtschaft, Umwelt und Ländliche Räume
Schleswig-Holstein

Bettina Jarasch, Mitglied Bundesvorstand
Bündnis 90/Die Grünen

Dr. Karin Jurczyk, Deutsches Jugendinsti-
tut e.V., München

Prof. Dr. Uta Meier-Gräwe, Justus-Liebig-
Universität Giessen

Dr. Ulrich Mückenberger, Deutsche Gesell-
schaft für Zeitpolitik

Dr. Insa Schöningh, eaf

Dorothee Schulte-Basta, Heinrich-Böll-
Stiftung, Koordination

Dr. Holger Stichnoth, ZEW

Dr. Wolfgang Strengmann-Kuhn, MdB
(Bündnis 90/Die Grünen)

Dr. Maria Wersig, FU Berlin

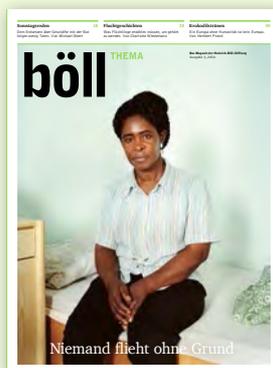
Dorothee Schulte-Basta

Zuletzt erschienen

Download unter www.boell.de/thema



1/15
Ökologie und Freiheit



3/14
**Niemand flieht
ohne Grund**



2/14
**Schwerpunkt
Generationenvertrag**

Böll.Thema 2/15

Sehnsucht nach Zeit

«Der gefühlte Zeitdruck ist umso höher, je wohlhabender die Menschen sind. Das ist erst einmal ziemlich erstaunlich, weil diese Leute, die sich so über den Zeitdruck beklagen, Dienstleistungen einkaufen können, die sie entlasten: Putzfrau, Kinderfrau ... Warum klagen sie also? Je weniger sie durch andere Faktoren eingeschränkt sind, wie zum Beispiel zu wenig Geld, und je mehr Möglichkeiten sie im Leben haben, umso mehr mangelt es ihnen an Zeit, all das zu tun, was möglich wäre.»

Stefan Klein, Physiker, Wissenschaftler und Autor

Die Heinrich-Böll-Stiftung ist eine Agentur für grüne Ideen und Projekte, eine reformpolitische Zukunftswerkstatt und ein internationales Netzwerk mit weit über hundert Partnerprojekten in rund sechzig Ländern. Demokratie und Menschenrechte durchsetzen, gegen die Zerstörung unseres globalen Ökosystems angehen, patriarchale Herrschaftsstrukturen überwinden, in Krisenzonen präventiv den Frieden sichern, die Freiheit des Individuums gegen staatliche und wirtschaftliche Übermacht verteidigen – das sind die Ziele, die Denken und Handeln der Heinrich-Böll-Stiftung bestimmen. Sie ist damit Teil der «grünen» politischen Grundströmung, die sich weit über die Bundesrepublik hinaus in Auseinandersetzung mit den traditionel-

len politischen Richtungen des Sozialismus, des Liberalismus und des Konservatismus herausgebildet hat.

Organisatorisch ist die Heinrich-Böll-Stiftung unabhängig und steht für geistige Offenheit. Mit derzeit 31 Auslandsbüros verfügt sie über eine weltweit vernetzte Struktur. Sie kooperiert mit 16 Landesstiftungen in allen Bundesländern und fördert begabte, gesellschaftspolitisch engagierte Studierende und Graduierte im In- und Ausland. Heinrich Bölls Ermunterung zur zivilgesellschaftlichen Einmischung in die Politik folgt sie gern und möchte andere anstiften mitzutun.

www.boell.de